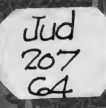


Michael Sachs und Moritz Veit

Michael Sachs, Moritz Veit, Ludwig Geiger











Briefwechsel

Sachs – Veit.

Michael Sachs

und

Moritz Veit.



Briefwechsel

herausgegeben

von

Ludwig Geiger.



Frankfurt a. M.

Verlag von J. Kauffmann

1897.

Inhaltsverzeichniß.

Vorbemerkung.

Das Material, das in der folgenden Veröffentlichung benutzt und zum großen Theil abgedruckt ist, setzt sich aus vier Theilen zusammen.

1. Briefe Veits an Sachs 1833—44.

Die Originale dieser meist sehr ausführlichen Briefe befinden sich im Nachlasse von Veits Wittwe, der Frau Dr. Johanna Veit geb. Elkan. Dieser Nachlaß wurde mir von den Erben in dankeswerthester Weise zur Verfügung gestellt; ihm sind außer mehreren Journalaufsätzen 2 größere Veröffentlichungen: a) Briefe jüdischer Schriftsteller und Gelehrten, Mannheimer, Rießer, Zunz an Veit, nebst einer von diesem herrührenden Denkschrift über Abraham Geigers Zeitschrift (Allgemeine Zeitung des Judenthums, Jahrgang 1894/95); b) Mittheilungen von Briefen deutscher Schriftsteller und Schriftstellerinnen an Veit: Arnim, Stieglitz, Schefer, H. Herz, sowie Notizen über die von Veit herausgegebenen Berliner Musenalmanache entnommen (Zeitschrift: Im Deutschen Reich, Jahrg. 1895/96). Diese Briefe Veits, mit verschiedenen Nummern und Verzeichnissen versehen, sind ziemlich schlecht erhalten. Bestanden sie aus zwei oder mehreren Bogen oder einem Bogen und einem Zusatzblatt, so ist häufig entweder dieses oder einer der Bogen, „in Verstoß gerathen." Sachs war, wie die meisten Gelehrten, kein ordnungsliebender Briefsammler. Daher wurden Veits Briefe, so sehr werth und wichtig sie Sachs wegen ihres Freundschaftsgehaltes und wegen der darin behandelten praktischen Angelegenheiten sein mußten, vermuthlich nicht geglättet und in Mappen aufbewahrt, sondern zumeist in ihren Falten belassen. In Folge davon sind manche völlig auseinandergerissen und ein gutes Glück hat gewaltet, daß die abgerissenen Stücke nicht immer verloren gegangen sind. Seit zwei Jahrzehnten mögen die Briefe jetzt in starken Aktendeckeln verwahrt liegen. Sie sind chronologisch geordnet.

2. Briefe von Veit, hauptsächlich von 1844 an.

Nachdem die ursprüngliche Arbeit längst abgeschlossen und von der Redaktion der A. Z. d. J., für die sie anfänglich bestimmt gewesen, in meine Hände zurückgelangt war, erhielt ich (Februar 1896) durch die Güte meines hochverehrten Collegen Prof. Freudenthal in Breslau, des Schwiegersohnes von Sachs, noch 49 Briefe und Zettel von Veit. Sie gehören der Zeit von 1840, hauptsächlich 1844 bis 1863 an. Wieso sie von der Hauptmasse der Veitschen Briefe getrennt worden und getrennt geblieben sind, vermag ich nicht zu sagen. Sie bieten zu einzelnen schon von mir benutzten Briefen hübsche Ergänzungen, umfassen ferner, wie aus den angegebenen Jahreszahlen ersichtlich ist, die von beiden Männern gemeinsam in Berlin verlebte Zeit, so daß das Veitsche Material mir in erwünschter Fülle in den Originalen vorgelegen hat.

3. Briefe von Sachs an Veit 1835—1862.

Die Originale dieser Briefe befinden sich in den Händen der Sachsschen Erben. Ueber den Zustand dieser Originalbriefe vermag ich, da mir nur die Abschriften vorgelegen haben, nichts zu sagen. Die mir übergebenen Abschriften lassen auf treffliche Erhaltung der Originale schließen. Es ist zu vermuthen, daß Veit, der als Geschäftsmann gewöhnt war, seine Briefschaften ordnungsmäßig zu verwahren, diese Ordnung wohl noch in erhöhtem Maße auf die Briefe seines liebsten Freundes übertrug. Von diesen Originalen sind mir durch Herrn Leonhard Sachs Abschriften der der Familie zur Veröffentlichung geeignet scheinenden Briefe bez. Briefstellen zur Benutzung übergeben worden. Im Ganzen erhielt ich Abschriften von 54 Sachsschen datirten Briefen, beginnend mit dem Briefe Glogau, 9. August 1835 und schließend mit einem Schreiben vom 9. März 1862; einige dazu gehörige undatirte Zettel mögen der Berliner, der Berufung nach Prag vorangehenden Zeit angehören.

4. Einzelne Briefe Veits an seine Frau, K. Werders, A. Schölls Briefe an Veit und 2 Briefe an Sachs. (Aus dem Veitschen Nachlasse.)

Der Abdruck der ganzen Masse aller dieser in den 4 Abtheilungen genannten Briefe konnte nicht erfolgen. Ein solcher hätte statt des vorliegenden Bändchens einen gewaltigen Band erfordert und an die Geduld der Leser große Ansprüche gestellt. Denn es ist natürlich, daß intime Freunde sich über eine Menge Dinge unterhalten, die eben nur für sie von Interesse sind, oder die mit der Zeit, in der sie lebten, ihre Bedeutung eingebüßt haben. Neben Kleinlichem, Allzupersönlichem fand sich viel Geschäftliches berührt, wie es zwischen dem buchhändlerischen Commissionär und dem Schriftsteller, dem Verleger und Autor natürlich war. Im Hinblick auf diese

Sachlage glaubte ich am besten zu thun, nur dasjenige wörtlich mitzutheilen, was zur Charakteristik des edlen und seltenen Freundschaftsbundes zwischen Sachs und Veit wichtig war; sodann alle Beiträge zur allgemeinen, besonders aber der deutschen Cultur- und Literaturgeschichte: Charakteristik bedeutender Persönlichkeiten, Beurtheilung hervorragender Schriften oder Kunstwerke; Notizen zur Geschichte der jüdischen Gemeinde Berlin und endlich Materialien zur Entwicklung der allgemeinen jüdischen Verhältnisse in Preußen. Demgemäß durfte ich mich nicht scheuen, viele Briefe ganz wegzulassen, ebensowenig aber aus den zur Aufnahme bestimmten Briefen alles dasjenige auszuscheiden, was nicht in eins der eben charakterisirten Gebiete gehörte.

In der Art der Herausgabe konnte ich mich nicht zur bloßen Aneinanderreihung des Textes der Briefe und Hinzufügung vieler Anmerkungen entschließen, die das Erklärungsbedürftige erläuterten, sondern wählte die fortlaufende Erzählung, welche die Briefe durch Uebergänge mit einander verbindet und jedem einzelnen Briefe, gleichfalls als Text, das etwa zu Erklärende folgen läßt. Eine solche Bearbeitung schien mir für ein ungelehrtes Publikum geeigneter, an das sich diese Veröffentlichung in erster Linie richtet, aber auch deswegen vorzuziehen, weil es dadurch leichter möglich war, die vielen kleinen Briefbruchstücke in den Text einzureihen.

Einzelne Nachweisungen verdanke ich Herrn Leonhard Sachs und dem Sekretär der jüdischen Gemeinde, Herrn Budwig, seltene Schriften der Bibliothek des D. J. G. B. Allen denen, die meine Arbeit unterstützten, besonders denen, die mir das reiche Briefmaterial zur Verfügung stellten, sage ich herzlichen Dank.

Berlin, den 10. März 1897. **Ludwig Geiger.**

Einleitung.

Die beiden Männer, welche in den nachfolgenden Aufzeichnungen zu Worte kommen, sind dem Gedächtniß des gegenwärtigen Geschlechts entrückt, verdienen aber in hervorragender Weise ihm wieder eingeprägt zu werden. Denn es thut gerade in unserer Zeit besonders Noth, an zwei deutsche Juden zu erinnern, die bei der innigsten Begeisterung für ihren väterlichen Glauben, sich ihres Deutschthums stets voll und ganz bewußt waren, deutsche Bildung sich anzueignen als eine ihrer vornehmsten Aufgaben betrachteten, und die deutsche Sprache als einen vorzüglichen Schatz pflegten. Es waren zwei Freunde, die gemeinsame Ueberzeugungen, gleiche Ideale zusammenführten, und die innige Liebe, die uns manchmal geradezu an antike Freundschaftsbündnisse gemahnt, an einander fesselte. In dieser Gemeinsamkeit war nichts Weichliches und nichts Gemachtes: keiner von Beiden ordnete sich schwächlich dem Andern unter, ein jeder vielmehr blieb bei seiner Ueberzeugung, wußte gelegentlich die entgegengesetzte des Freundes zu ehren; erfreut, sobald er sich dessen Lob erwerben konnte, nahm er auch seinen Tadel ruhig entgegen.

Moritz Veit, geb. 12. Septbr. 1808, gest. 5. Februar 1864, war ein Berliner. Er gehörte zu dem Berliner jüdischen Patriciat, indem er einer Familie entsprossen war, die unter den ältesten, im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts aus Wien in Berlin eingewanderten Familien sich befand. Sein Vater war ein reicher Mann, seine Mutter eine gebildete Frau; in wohlhabenden, geistig angeregten Kreisen floß seine Kindheit dahin. Er studirte Philosophie und Geschichte und fühlte sich wohl in den ästhetisch gebildeten, geselligen, poetisch angehauchten Kreisen seiner Vaterstadt. Noch ehe er seine Studien abgeschlossen hatte, versuchte er sich als Dichter, gab im Verein mit gleichgesinnten Freunden, Carl Werder und Heinrich Stieglitz, von denen ersterer lebenslang sein innig verbundener Genosse blieb und

auch Sachs nahe trat, Berliner Musenalmanache heraus, die Beiträge Goethes, Zustimmung mancher geistig Großen erhielten, und ihn mit vielen jungen Dichtern in Verbindung brachten. Aber zu seinem Glück, in der Erkenntniß, daß sein inniges Dichtergefühl und seine hübsche poetische Begabung doch nicht ausreichte, als freier Schriftsteller sein Leben hinzubringen, wandte er sich von der Dichtung ab, nachdem er außer ziemlich geglückten, lyrischen und epischen Arbeiten auch auf dem dramatischen Gebiet, dort freilich ohne Erfolg, sich versucht hatte.

Als junger Poet hatte er das Judenthum keineswegs verleugnet, aber er hatte doch mehr wie ein schwärmerischer Jüngling Liebe und Natur gefeiert, der großen deutschen Vergangenheit gehuldigt, Goethe und andere Vertreter der geistigen Größe Deutschlands besungen, den Polen zugejubelt und die Freiheit froh begrüßt.

Auch als Mann der Wissenschaft betrat er nicht das eigentlich jüdische Studiengebiet. Er hatte sich als Schüler Hegels von den Tagesfragen ziemlich abgewendet, aber der practische Zug, die Antheilnahme an den Angelegenheiten der Gegenwart, die durch die Stimmung und die Interessen des väterlichen Hauses in ihm begründet waren, legte ihm für seine größere und einzige wissenschaftliche Arbeit eine Beschäftigung mit einer philosophisch-socialen Schule, dem Saint-Simonismus nahe, die damals, namentlich in Frankreich, die Gemüther aufs lebhafteste erregte.

Nun zum ersten Male mußte er erfahren, daß er ein Jude war. In Preußen war für ihn eine akademische Carrière ausgeschlossen, da er dem väterlichen Glauben treu zu bleiben gedachte, aber auch in Jena wurde er seines Glaubens wegen zurückgewiesen. Daher entschloß er sich, da er damals Lebensbande angeknüpft hatte, die ihm eine praktische Lebensstellung und den damit verknüpften Erwerb nothwendig machten, Buchhändler zu werden.

Die treue Lebensgefährtin, die er damals an sich fesselte, war Johanna Elkan aus Weimar, die ihn um Jahrzehnte überlebte (sie starb 1891) und sein Andenken stets treu wahrte.

Mit seiner Gattin gestaltete er sein Haus zu einem belebten und geistig angeregten; gestärkt durch schönen häuslichen Frieden entfaltete er eine reiche allgemeine Thätigkeit. Seine Buchhandlung, der er bis 1861 vorstand, gehörte zu den geachtetsten, wenn auch nicht erfolgreichsten. Er selbst wurde von seinen Collegen mit vielfachen Arbeiten betraut, wo es galt, die Ehre des Standes zu wahren und die Verhältnisse des Buchhandels zu regeln. Acht Jahre lang war er Vorsteher der Leipziger Buchhändlerbörse. Auch der Stadt und dem Staate, in denen er lebte, widmete er seine Kräfte. Er war 1848 ff. Mitglied des deutschen Parlaments und von 1858 an Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses. In beiden Körperschaften bewährte er sich als ein fleißiger und gewissenhafter Arbeiter, trat dagegen selten als Redner auf. Wenn er aber sprach: in allgemeinen, in jüdischen Angelegenheiten, oder

in Fragen seines Standes, zeigte er Ernst der Gesinnung, gediegene Kenntniß und würdiges Auftreten. Er war ein politisch freisinniger, aber gemäßigter Mann, der von jedem extremen Schritte abrieth und auch in den gegen Ende seiner politischen Wirksamkeit sich zuspitzenden Militärdebatten, den Kampf nicht aufs äußerste treiben wollte.

Dem Dienste der Stadt widmete er sich länger als 20 Jahre, als Stadtverordneter, später als Stadtrath, zuletzt als Vorsteher-Stellvertreter der Stadtverordneten-Versammlung. Sein Interesse und seine Arbeitskraft wandte er hauptsächlich der Gewerbedeputation und den Angelegenheiten der Schul- und Waisenpflege zu.

Besonders lebhaftes Interesse zeigte Veit für die religiösen Angelegenheiten. Läßt sich aber sein politischer Standpunkt mit dem einen Worte „altliberal" klar bezeichnen, so reicht eines der Schlagworte „orthodox" oder „freisinnig" zur Charakteristik seiner religiösen Ansicht nicht aus. Religion betrachtete er nicht wie ein Gläubiger, noch weniger wie ein Historiker, sondern wie ein Dichter einer-, wie ein moderner Mensch andrerseits. Er unterschied die Gedanken und die äußere Form. In jenen wollte er sich durchaus die Freiheit seiner philosophischen Ueberzeugung, die Selbstständigkeit seines weltlichen Denkens wahren, für diese als eine durch Zeit und Gewöhnung geheiligte, verlangte er Respect; überlieferte, selbst abgelebte Formen wahrte er mit Pietät.

Daher hatte er für die Reformbestrebungen innerhalb des Judenthums keinen Sinn, gegen die in Berlin hervortretenden verhielt er sich ablehnend; zum Rabbiner der jüdischen Gemeinde in Berlin wünschte er zwar einen wissenschaftlich hochstehenden, modern gebildeten Mann, aber einen conservativ angehauchten Geistlichen. Er fand ihn in seinem Freunde Sachs, den er 1844 nach Berlin brachte, nachdem die Rabbinerwahl-Angelegenheit dort Jahrzehnte lang acut gewesen war. Von 1839—48 war Veit Aeltester (Vorsteher) der jüdischen Gemeinde, später Vorsteher des Repräsentanten-Collegiums. Zwei Jahrzehnte lang führte er in allen jüdischen Angelegenheiten ein entscheidendes Wort. Mit besonderer Liebe nahm er sich der Schule, des 1840 errichteten, 1858 reorganisirten Seminars an (die Rede bei der Einweihung 1840 erschien im Druck); an der durch das Gesetz von 1847 nothwendig gewordenen Organisation der jüdischen Gemeinde hatte er hervorragenden Antheil; das Statut für die jüdische Gemeinde ist im wesentlichen sein Werk, das Oberpräsident v. Flottwell persönlich mit ihm durchging; für Errichtung der neuen Synagoge war er unermüdlich thätig.

Ebenso wie den inneren Gemeinde-Angelegenheiten widmete er der Stellung der Juden zum Staat lebhaftes Interesse, sein Gutachten wurde von den Behörden in manchen Fällen eingeholt; bei der schon erwähnten gesetzlichen Regelung wurde seine Stimme gehört. (Vgl. die kleine Schrift „Der Entwurf einer Verordnung über die

Verhältnisse der Juden in Preußen und das Edict vom 11. März 1812" von M. Veit, als Manuscript gedruckt 1847. [Neudruck, Leipzig, Brockhaus, 1847].)

Galt es öffentlich durch Schrift und Rede Anschuldigungen abzuweisen, gegen Beschränkungen anzukämpfen: Eidesformel, Beschränkung der Militärpflicht, Vorwurf der Häufigkeit der Verbrechen, so stand Veit in vorderster Reihe. Er hielt im Landtag wirkungsvolle Reden, durch die er sich einmal die Huldigung der Gemeinde seiner Vaterstadt verdiente, er verfaßte die Dankadresse an den rheinischen Landtag, er hatte Audienzen bei den Ministern, um den Standpunkt der von ihm vertretenen Gemeinde zu wahren.

Nicht bloß für Berlin, sondern für die Juden ganz Preußens war er thätig; einmal erwirkte er durch A. v. Humboldt die Nichtausführung einer beabsichtigten Maßregel; länger als 30 Jahre, von 1831, seit er Gabr. Rießer kennen lernte und dessen Ideen zu den seinigen machte, — er widmete ihm später einen ausführlichen Nachruf (Pr. Jahrb. XI, 1863, auch separat gedruckt) — arbeitete er unermüdet für die Emancipation seiner Glaubensgenossen; ebenso wie durch Wort und Schrift wirkte er auf manche Unentschiedene durch die Reinheit seiner Persönlichkeit.

Diese Reinheit der Persönlichkeit wurde durch folgenden Nachruf eines ihm Nahestehenden gepriesen:

„Seinen Freunden leuchtete er voran durch die Lauterkeit des Charakters, durch Ausharren im Hoffen und durch Beständigkeit in der Treue. Seine vermittelnde Natur war geeignet, die Gegensätze auszugleichen und Eintracht herzustellen, wenn Gefahr drohte, der Meinungen wegen auseinanderzugehen. In solchem Sinne hat er gewirkt mit jugendlicher Begeisterung für das Wohl unserer Stadt und für das Heil des Vaterlandes. Deutschlands Größe und Zukunft lag ihm tief und innig am Herzen. Mit Bekümmerniß hatte er alle Rückschritte empfunden und gedacht und gerungen, um dazu beizutragen, unserem Volke auf die ihm durch Sitte und Bildung gebührende Höhe zu verhelfen."

Veit war von einem starken und freudigen Optimismus erfüllt. Niemals zweifelte er an dem Sieg seiner Ueberzeugung. Er führte ein schönes gesegnetes Leben. Sein Haus war ein Sammelpunkt erlesener Gesellschaft. Er fühlte nie ein Ermatten der Schaffenslust und begegnete überall freudiger Anerkennung des von ihm Geleisteten. So lange er seinem Geschäfte vorstand, entfaltete er eine die Kräfte eines Einzelnen fast übersteigende Thätigkeit; durch das Aufgeben des Verlags etwas freier geworden, widmete er sich um so eifriger den allgemeinen Angelegenheiten. Er ergötzte sich an der Kunst und gab sich mit feinem Verständniß einer ausgewählten Lectüre hin. Durch mannigfache Bade- und Erholungsreisen nach Thüringen, Süddeutschland, der Schweiz, 1862 nach Paris, kräftigte er seinen Körper und schaffte dem Geiste neue Anregung.

Er hatte ein Talent zur Freundschaft: wen er einmal in sein Herz geschlossen hatte, ließ er nicht wieder los. Er war kein glänzender Schriftsteller, aber ein feingebildeter, an den besten Mustern erstarkter Stilist; seine Denkschriften, besonders seine Briefe sind klar, wohlgeordnet, anmuthig. Er hatte wenig Bedürfnisse und geringen Ehrgeiz: seine Liebe galt den Seinen, den Berufs-, Glaubens- und Stadtgenossen, dem Vaterlande. Mit kindlicher Genußfähigkeit und Bescheidenheit paarte er Wohlwollen und Uneigennützigkeit. Wohlthätigkeit war bei ihm nicht bloß Darreichung einer Gabe, sondern Förderung des Menschen und Anstachelung jedes echten Talents. Er war eine reine, vornehme Natur, seinen christlichen Freunden erschien er als der „weise Nathan".

Ueber den zweiten in diesem seltenen Freundschaftsbündniß, Michael Sachs lasse ich nach gütig gewährter Erlaubniß des Verfassers, Herrn Prof. D. Kaufmann, die folgende von ihm herrührende nur wenig abgekürzte Skizze (zuerst gedruckt in der Allgem. Deutschen Biographie. Bd. 30. Leipzig 1890. S. 131—133) hier folgen. Dies geschieht, weil ich weder Specialkenntnisse zur Beurtheilung von Sachs' wissenschaftlichen Arbeiten, noch Materialien zur Würdigung seines Wesens und seiner Wirksamkeit besitze.

„Michael Sachs ist am 3. September 1808 in Groß-Glogau geboren. Er bezog am 2. Mai 1827 die Universität Berlin. Neben der Philosophie, in die Hegel und Schleiermacher ihn einführten, und den orientalischen Sprachen wurde vornehmlich die klassische Philologie der Gegenstand seines Fleißes und Eifers. Den mächtigsten Einfluß unter seinen Lehrern scheint Boeckh auf ihn geübt zu haben, der die Aufgaben und Ideale der Philologie vor ihm aufschloß.

„Am 30. Mai 1835 durch das Oberlehrerexamen seine akademischen Studien beschließend, mit der klassischen Literatur beschäftigt, hielt er doch sein Augenmerk von Anfang an unverwandt auf die Erforschung und Bearbeitung des jüdischen Schriftthums gerichtet. Als erste Frucht dieser seiner Vorliebe erschienen 1835 „Die Psalmen, übersetzt und erläutert." Die Widmung an Friedrich Rückert ist für die Richtung und fernere wissenschaftliche Laufbahn Sachs' bezeichnend, wie sich denn die wesentlichsten Merkmale seines literarischen Charakters bereits in diesem Erstlinge ankündigen: Selbstständigkeit, Streitbarkeit, Genialität. Eine Fülle neuer Erklärungen, überraschender Auffassungen verrieth bereits den vortrefflichen Exegeten, wenn auch die fast rücksichtslose Härte der Uebersetzung, die mit der sprachbildenden Kraft übermüthig spielende Kühnheit der treuen Wiedergabe vielfach Bedenken erregen mußte.

„Durch die im August 1836 erfolgte Berufung zum Prediger der Prager Tempelgemeinde ward Sachs dem Studium der jüdischen Literatur völlig wiedergegeben. Während aber die zündende unwiderstehliche deutsche Kanzelberedsamkeit des Mannes wie ein Wunder angestaunt wurde, vertiefte er sich mit demüthiger Hingebung

an der Hand berufener Lehrer in die Erforschung des altjüdischen Schriftthums, vornehmlich des Talmuds, also für den rabbinischen Beruf mit beispielvoller Gewissenhaftigkeit und Begeisterung sich vorbereitend. Von seiner Arbeitskraft legte die Zunz'sche Bibel für Israeliten 1837 ein Zeugniß ab, in der Sachs die Uebersetzung von 15 Büchern der heiligen Schrift, darunter eine völlige Neubearbeitung der Psalmen, lieferte.

„Eine Zeit des beglückendsten wissenschaftlichen Nehmens und Gebens brach für Sachs an, als der große Pfadfinder der jüdischen historischen Kritik, S. R. Rapoport, 1840 an die Spitze des Prager Rabbinates berufen wurde. Zwei bemerkenswerthe hebräische Abhandlungen in dem Jahrbuche Kerem Chemed 1843 tragen die Spuren dieses fördernden Verkehrs. Aber nur vier Jahre war es Sachs vergönnt, Rapoport „in der tiefsten Verehrung und innigsten Freundschaft nahe zu sein."

„1844 ward er als Rabbinatsassessor und Prediger nach Berlin berufen. Was er verloren hatte, sollte ihm jedoch hier durch den Verkehr mit Zunz, dessen Nachfolger er in seinem Prager Amte gewesen, wiedererstattet werden. Betraut mit der geistigen Führerschaft einer mächtig emporstrebenden Gemeinde, getragen und gehoben von der Liebe und Verehrung seiner schwärmerisch an seinen Lippen hängenden Andächtigen, beglückt durch Beziehungen zu den erleuchtetsten Trägern deutscher Wissenschaft und Literatur, wie Schelling und Alexander v. Humboldt, mit Männern wie Varnhagen v. Ense, dem Philosophen Werder freundschaftlich verbunden, erwuchs Sachs zu einer Persönlichkeit von außerordentlicher Kraft und Harmonie.

„Trotz des erweiterten Pflichtenkreises gehörte er weiter ganz und voll der Wissenschaft an, die bei ihm freilich sichtbar und erfolgreich ins Leben mündete. 1845 bereits erschien die „Religiöse Poesie der Juden in Spanien", Varnhagen v. Ense in dankbarster Verehrung zugeeignet, ein Buch voll Mark und Größe, das in den geschichtlichen Einzelheiten veralten und überholt werden kann, aber als Ganzes bleibende Jugend und Frische bewahren wird. — Zum ersten Male waren hier die edelsten religiösen Dichtungen der spanisch-arabischen Epoche voll congenialer Kraft und feinen Formgefühls verdeutscht worden, besonders in den Stücken von hymnischem Schwunge eine Huldigung des Uebersetzers für den Genius der deutschen Sprache. Nicht minder werthvoll und von bleibenderer Bedeutung als die Uebertragungen selber sind die literarischen Würdigungen der Dichter, von liebevoller Nachempfindung und tiefgründiger Gelehrsamkeit gleich sehr Zeugniß gebend. Wenn hier der Philologe vor dem Dichter zurücktritt, so sollte er in den 1852 und 1854 erschienenen zwei Heften der „Beiträge zur Sprach- und Alterthumsforschung" in vollem Lichte hervortreten. Die eigentliche Aufgabe des Buches, die Fremdwörter der Talmude und Midraschim, erweitert sich vor dem Geiste des Autors zur Geschichte der Berührung zweier Culturen, zweier Sprachenkreise. Hinüber

und herüber laufen die Fäden, schießen die Strahlen, griechische und lateinische Wörter werden auf semitische Einflüsse verhört, Neuhebräisch und Syrisch offenbaren ihre Eindrücke aus den klassischen Sprachen. Wieder sind es nicht die oft sogar gründlich verfehlten Einzelheiten, sondern das Ganze, die Methode, die Anlage, die Form, was dem Buche seinen Werth verleiht. Hinter den Worten die Sachen, hinter dem Ausdruck die Zeiten, das volle geschichtliche Leben zu schauen, das wird hier gelehrt, ein Stück jener Philologie, die gleichsam für die Stimme der Vergangenheit den Phonographen abgiebt.

„Zwischen die beiden Hefte der Beiträge fallen 1853 „Die Stimmen vom Jordan und Euphrat", Nachdichtungen, freie poetische Wiedergaben von Erzählungen, Gedanken, Weisheitsregeln aus der alten talmudischen und midraschischen Literatur. Die Krone seiner Uebersetzerthätigkeit bilden aber erst 1855—56 „Die Festgebete der Israeliten" in neun Bänden den gereinigten Text der Originale mit einer wahrhaft dichterischen und dennoch wissenschaftlich getreuen deutschen Uebertragung enthaltend. „Das Gebetbuch für Israeliten" beschloß 1858 seine Thätigkeit als Uebersetzer des jüdischen Rituals für Deutschland.

„Seine Pläne waren auf die Herausgabe eines hebräischen Lexikons und wissenschaftlicher Commentare über einzelne Theile des alten Testaments, von denen große Bruchstücke zu den Proverbien und Psalmen vorliegen, auf die Fortsetzung der Beiträge, von denen Stoff für ein drittes Heft handschriftlich vorhanden ist, auf die Uebersetzung der Bußgebete und auf zahlreiche andere wissenschaftliche Unternehmungen gerichtet, als am 31. Januar 1864 der Tod vor der Zeit ihn hinwegnahm.

„Alle, die diesem vornehmen Geiste im Leben nahe standen, sind darin einig, daß nur ein geringer Theil von seiner Kraft und Bedeutung in seinen Schriften auf die Nachwelt gekommen ist. Eine hochbegnadete Persönlichkeit, voll strömender Mittheilsamkeit, war er gewohnt, was er fand und hervorbrachte, im Verkehr mit Freunden auseinanderzulegen, das Niederschreiben seiner Gedanken wie eine Last, die Bergung seiner Funde als Zwang empfindend. Der Meister der deutschen Predigt unter den Juden hat nie eine solche dem Druck übergeben; nur aus den ersten Jahren seiner Thätigkeit als Prediger haben sich ausgeführte Reden in seinem Nachlasse vorgefunden, sonst nur Skizzen und Entwürfe.

„Für die Kanzel gleichsam geboren, vom Augenblicke seine Inspirationen empfangend, machtvoll wirkend durch die Würde der Erscheinung, durch den überwältigenden Zauber der Stimme, durch eine alle Register des Pathos und der Schönheit meisternde Sprachgewalt, ward Sachs ein Prediger, dem die tiefsten Wirkungen nicht versagt blieben. Mit seinem ganzen reichen Intellecte und seinem großen Herzen voll im Dienste des überlieferten Judenthums, stand er über den Parteien des Tages, ganz auf sich selbst und auf dem

mit der Innigkeit seines quellenden Gemüthes und mit seiner an den höchsten Mustern gereiften Wissenschaftlichkeit gepflegten Boden der Urkunden seiner Religion. Kritik auch an der Kritik übend, den Idolen des Marktes überlegen entgegentretend, voll Verachtung gegen Schlagworte und Gemeinplätze, ein Feind aller Flachheit und kahlen Verständigkeit, wie er war, mochte des Mannes eigener Sinn als Eigensinn, seine auf das Ganze und Echte gerichtete Natur leicht als Schroffheit erscheinen. Wenn er jedoch bei allen diesen Gaben im Leben bleibende Thaten und Werke gleichwohl vermissen ließ, so wird man wohl bekennen müssen, daß er kein Mann eingreifender Wirksamkeit, kein thatenschaffender Charakter gewesen, sondern ein stiller, selbstgenügsamer Forscher, der in einen prophetenartig flammenden Prediger sich verwandeln konnte, wenn der Geist ihn rührte, dann aber scheu und weltflüchtig zu seinen geistigen Schöpfungen zurückkehrte, in denen seiner Seele Seligkeit lag."

Das Leben dieser beiden Männer gehört großentheils Berlin an, ihre gemeinschaftliche Thätigkeit in Berlin füllt mehr als ein Drittel ihres Lebens aus. Der Berliner jüdischen Gemeinde galt ihr Interesse und ihre Wirksamkeit, dort beschlossen sie ihr Leben. Daher ist es angemessen, der kurzen Würdigung ihres Lebens eine Bemerkung über Berlins jüdische Verhältnisse zu jener Zeit folgen zu lassen.

Zur Charakteristik dieser Verhältnisse muß daran erinnert werden, daß durch das Edict von 1812 den Juden die Stellung als Staatsbürger eingeräumt, daß aber die bald nach 1813 eintretende politische, kirchliche und nationale Reaction für die Juden von verhängnißvollen Folgen begleitet war.

Durch Theaterstücke und Broschüren aller Art wurde der Judenhaß genährt; durch einzelne Verfügungen die vollkommene Trennung der Juden von ihren Mitbürgern und die Ausschließung von Stellen, die ihnen versprochen worden, sanctionirt. Zu diesen Maßregeln gehörte das Verbot, daß christliche Kinder die jüdische Freischule besuchten, 1819, die Erlaubniß zur Bildung eines Vereins, der sich die Bekehrung der Juden zur Aufgabe machte, 1823, die Nichtgewährung von Staatsämtern, besonders akademischen Lehrstühlen, die ihnen in sichere Aussicht gestellt worden waren. Zu den rückschrittlichen Maßregeln gehörte die 1836 erfolgte Erneuerung der 1816 erlassenen Verordnung, daß es den Juden verboten sei, christliche Vornamen zu führen; eine dagegen unternommene Immediateingabe, 1837, blieb ohne directen Erfolg; erst am 31. März 1841 wurde die Verordnung zurückgenommen, mit der Bestimmung, daß nur solche Vornamen verboten sein sollten, die mit der christlichen Religion in Verbindung ständen.

Doch blieb es nicht bei Gesetzen und Verordnungen, die das Verhältniß der Juden zum Staat regelten; die schädliche Beeinflussung, die angebliche Fürsorge des Staates, erstreckte sich auch auf

die inneren Verhältnisse der Juden; für das Letztere — als die für unseren Briefwechsel wichtigsten Verordnungen mag an das Folgende erinnert werden.

In dem Edict von 1812 waren die Verfügungen über kirchliche Zustände der Regierung vorbehalten worden; bei dieser Regelung sollten hervorragende Juden gehört werden. Bereits im Jahre 1812 erschien nun von David Friedlaender eine kleine, diesen Punkt betreffende Schrift, in der die Neuerrichtung von Schulen und die Reform des Gottesdienstes, besonders die Entkleidung der Gebete von ihrem jüdisch-nationalen Charakter und die Einführung der deutschen Sprache im Gottesdienste gefordert wurde.

Diese Schrift erweckte einerseits im strengen, orthodox-jüdischen Lager Stimmen, die sich entschieden gegen jede Veränderung der alten Formen in Gebeten und Gebräuchen aussprachen und jeden Versuch einer Neugestaltung als Abweichung vom väterlichen Glauben verdammten; sie deckte andererseits in den Regierungskreisen zwei Ansichten auf, die mit einander ringen mußten, bis einer der Sieg zu Theil wurde. Friedlaender hatte seine Schrift dem Könige eingereicht und dieser wollte eine Cabinetsordre in nicht sehr freundlichen Worten an den Verfasser abgehen lassen, in der er die Schrift zur Berücksichtigung anzunehmen versprach, soweit sie keine Neuerungen enthielt; der Staatskanzler hinderte das Abgehen dieser Ordre, indem er in ausführlichen Vorstellungen den Inhalt der Schrift besprach und ihr Verdienstliches aufzeigte. Dieser Gegensatz bewirkte, daß es nur zu halben Maßregeln kam, so lange Hardenberg lebte.

In den leitenden Berliner jüdischen Kreisen hielt man sich nicht lange mit theoretischen Erörterungen auf. Wenige Jahre, nachdem die Friedlaender'sche Schrift erschienen war, richtete der reiche Jakob Hertz Beer, der Vater der beiden hochbegabten Söhne Michael und Meyerbeer, nach den in jener Schrift ausgesprochenen Grundsätzen, einen Privatgottesdienst in seinem Hause ein, bald folgte der unermüdliche Israel Jakobson.

An seinem und dem Beer'schen Tempel wirkten einige vortreffliche Prediger, u. A. auch kurze Zeit Leopold Zunz.

Die Regierung sah diesem Beginnen nicht lange zu. Schon im Jahr 1817 erging von ihr der Befehl, der nur eine Bestimmung des alten General-Privilegiums wieder auffrischte, daß alle Privatsynagogen geschlossen werden müßten. Der Befehl hätte auch den Beerschen Tempel getroffen, wenn man nicht dagegen ein Auskunftsmittel gefunden hätte. Die alte Synagoge nämlich reichte für die Gemeindeglieder, die sich seit 1812 stark vermehrten, nicht aus und war auch sonst der Ausbesserung dringend bedürftig. Man mußte daher für einige Zeit das alte Lokal verlassen und erkor den Beer'schen Tempel als Gemeinde-Interims-Synagoge. Aber man übernahm ihn mit seinen Predigern, zu denen sich vorübergehend auch Isaak Noa Mannheimer gesellte, mit seinen deutschen Reden

und Gebeten, mit seinen von der Orgel begleiteten Gesängen. So großen Beifall diese Neuerungen auch bei einem nicht unbedeutenden Theile der Gemeinde fanden, die Altgläubigen widersetzten sich aufs Heftigste. Sie wollten von diesem Gottesdienst weder in der Zwischenzeit etwas wissen, noch gar eine Uebertragung desselben in die gemeinsame Synagoge dulden; sie sahen darin eine Schändung und Verletzung der Religion, brachten Gutachten der Rabbiner bei, die solche Neuerungen verdammten, und wiesen auf den damals neuerstandenen Hamburger Tempel, als auf ein trauriges Zeichen der Verirrung im Judenthum hin. Das damalige Rabbinat, an dessen Spitze Meyer Simon Weyl stand, billigte vollkommen die Anschauungen dieser Partei, hielt sich aber im Hintergrunde, trat nicht offensiv auf und setzte nur dann, wenn bestimmte Anforderungen an dasselbe herantraten, z. B. die versuchte Anstellung einiger deutscher Prediger neben dem Rabbiner, unbeugsamen Widerstand entgegen. Dagegen verlangte die fortgeschrittene Partei, namentlich die Jugend, auch ihr Recht, wünschte einen Geist und Herz stärkenden und erhebenden Gottesdienst in deutscher Sprache und verlangte in der Religion nur die Wahrung des Inhalts, nicht der Form.

Die dadurch entstandenen Streitigkeiten hatten zur Folge, daß durch eine Cabinetsordre vom 5. Dezember 1823, in der es hieß, daß unter der Judenschaft in Preußen durchaus keine Secte geduldet werden sollte, befohlen wurde: „Daß der Gottesdienst der Juden nur in der hiesigen Synagoge und nur nach dem hergebrachten Ritus, ohne die geringste Neuerung in der Sprache und in den Ceremonieen, Gebeten und Gesängen ganz nach dem alten Herkommen gehalten werden soll."

Damit war zunächst jeder Fortentwickelung Stillstand geboten. Der gesetzliche Zustand blieb einstweilen unverändert. Eine gutachtliche Aeußerung der Stände der Mark Brandenburg 1824 war von keinen unmittelbaren Folgen begleitet. In ihr war vorgeschlagen worden: Beschränkung des Zuzugs von Fremden, Schließung der Judenschulen, Einführung eines dreijährigen Militärdienstes, Nötigung der Knaben zur Erlernung von Handwerken, der Mädchen zur Ausbildung zu Dienstboten, da das Halten christlichen Gesindes den Juden nicht mehr gestattet sein sollte, Gestattung des Handels nur an Jünglinge von gutem Ruf, starke Beschränkung des Hausirergewerbes, Verbot des Ankaufs von Rittergütern und der Niederlassung in kleinen Dörfern.

Erst 1833 wurde ein auf Grund der ständischen Vorschläge ausgearbeiteter Gesetzentwurf bekannt, der Karl Streckfuß zum Verfasser hatte. Er war drückend genug.

Danach sollten die Juden in zwei Klassen getheilt werden: in Staatsbürger und Schutzjuden. Die ersteren sollten zwar bürgerliche Rechte genießen, aber weder zu Staats- und Communaldiensten, noch zur ständischen Vertretung zugelassen werden. Sie sollten sich zu der Berechtigung, Staatsbürger zu werden, durch unbescholtenen Namen, an-

gemessenen Lebenslauf (nur Kleingewerbe war ausgeschlossen) Vermeidung jüdischer Eigenthümlichkeiten, feste Familiennamen, und gediegene Erziehung ihrer Kinder, für die das Recht kein erbliches Gut war, qualificiren. Die Schutzjuden dagegen blieben ohne politische Rechte und wurden in ihrer Erwerbsfähigkeit beschränkt. Gaben sie den Kleinhandel auf, dessen Verderblichkeit für den gemeinen Mann stark hervorgehoben wurde, so wurde ihnen der Zutritt zur ersten Klasse geöffnet, neue Concessionen zum Betrieb solcher Gewerbe sollten überhaupt nicht mehr ertheilt werden. Zum Bilden von Corporationen sollten die Juden nicht genöthigt werden, etwa bestehende aber gewahrt bleiben. Nähere Bestimmungen über den Cultus und Gottesdienst blieben vorbehalten, einstweilen wurden nur dem Staatsinteresse, der Sittlichkeit und Bildung zuwiderlaufende Einrichtungen und Gewohnheiten untersagt, neue Synagogen sollten allein nach eingeholter Erlaubniß errichtet und nur das unumgänglich nöthige Grundeigenthum dazu erworben werden. Die öffentlichen christlichen Schulen galten auch für Juden, nur der jüdische Religionsunterricht blieb den Hausvätern oder bestellten Religionslehrern überlassen. Zur Beförderung von Handwerken und nützlichen Künsten unter den Juden sollte ein Fonds errichtet werden, gebildet von jüdischen Strafgeldern und etwaigen Abgaben, und, wenn nöthig, von der Staatskasse unterstützt. Gegen den Entwurf selbst und seinen Verfasser richtete sich eine ansehnliche Brochürenliteratur.

Der Entwurf gelangte jedoch nicht zur Ausführung. Trotzdem, da man befürchten mußte, daß die Neuordnung, die für das Herzogthum Posen wirklich Gesetzeskraft erhielt, auch für das übrige Preußen Geltung erlangen könnte, bemühte man sich, in Berlin dagegen Stellung zu nehmen. Noch einmal, nun zum letzten Male, erhob der greise Kämpe, David Friedlaender, seine Stimme für die Sache des Rechtes. Von einer längeren Denkschrift nahm man Abstand, da ein Artikel der Preuß. Staats-Zeitung die Befürchtung zerstreute, daß das Gesetz schon angenommen sei, doch gab man dem lebhaften Wunsche Ausdruck, daß keine Beinträchtigung wohl erworbener Rechte eintreten möge, und erhielt von maßgebender Stelle den Bescheid, daß keine Veranlassung zur Sorge vorhanden sei.

Seit dem nicht zu Stande gekommenen Gesetz von 1833 hatte die Regierung Friedrich Wilhelms III. den Gedanken an ein allgemeines Judengesetz aufgegeben.

Mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm IV änderte sich die Sachlage. Gerüchte von einer beabsichtigten allgemeinen Aenderung der Verhältnisse tauchten bald auf und gaben zu Hoffnungen und Befürchtungen Anlaß: Hoffnungen, weil man von dem hochstrebenden Geist des neuen Regenten eine freiheitliche Umgestaltung erwartete; Befürchtungen, weil man von der Absicht hörte, die Theorie vom christlichen Staate, die jetzt in den höchsten Kreisen Anklang fand, praktisch durchzuführen. Die Juden sollten in einzelnen

Corporationen von ihren christlichen Mitbürgern abgesondert, das seit einem Menschenalter besessene und froh geübte Recht des Militärdienstes ihnen genommen werden. Die Betroffenen machten alle Anstrengungen, um diese Gefahr von sich abzuwenden und unter denen, die mannhaft sprachen, fehlte die Berliner Gemeinde nicht; die Worte des Königs gewährten wenigstens einige Beruhigung.

Die Berliner Gemeinde war seit 1800, seit dem Tode Hirschel Levins, ohne geistige Führung. Er war ein milder, duldsamer Mann, gegen dessen Persönlichkeit der Haß, den man gegen das Rabbinerthum, als gegen die Verkörperung der Unwissenheit und der Verfolgungssucht empfand, sich nicht richten konnte. Aber als er todt war, dachte man zum Theil aus Abneigung gegen das Rabbinerwesen, zum Theil auch aus pekuniären Gründen nicht daran, seine Stelle würdig wieder zu besetzen. Ein vorheriger Rabbinatsassessor, der schon genannte Meyer Simon Weyl, ein verständiger Mann von nicht geringer talmudischer Bedeutung, aber nicht mit der erforderlichen deutschen Bildung ausgerüstet, trat unter dem Titel eines Vice-Ober-Landrabbiners an seinen Platz, den er 25 Jahre lang behauptete; die Culturbestrebungen der Zeit fanden bei ihm keine Förderung, kaum eine Bekämpfung. Als er 1825 starb, trat Jak. Joseph Oettinger (— 1860) und Elias Rosenstein (— 1866), der Erstere, der sich durch sein stilles, bescheidenes Wirken allgemeine Achtung und Ehrerbietung erwarb, als Rabbinatsverweser, der Letztere als Rabbinatsassessor an seine Stelle. Sie waren beide Ruinen einer abgestorbenen Zeit und konnten daher keine Leuchten sein auf einem neuen Wege, aber es ehrt sie, daß sie dies erkannten und meist in Anspruchslosigkeit den mannigfachen Veränderungen in Anschauungen und Einrichtungen zusahen, die das Zeitbedürfniß dringend erheischte.

1836 dachte man daran, einen Rabbiner, der allerdings ein anderes Ansehen hatte, als die Aufklärer des 18. Jahrhunderts ihn gezeichnet, zu berufen. Damals führte die Verhandlung zu keinem Resultat, sechs Jahre später nahm man sie wieder auf. Die Aeltesten lenkten aufs Neue ihre Blicke auf Frankel und beriefen ihn, im Vereine mit dem Collegium der 32 Männer, zum Oberrabbiner, schon hatte er die Stellung angenommen, war, obgleich Ausländer, von der Regierung bestätigt worden, als er die Stelle ablehnte. Er hatte vom Minister Eichhorn die Zusicherung verlangt, daß der Gedanke an ein Einschließen der Juden in besondere Corporationen aufgegeben, der Missionsthätigkeit gesteuert, daß er von der Regierung als Rabbiner berufen würde, wie dies in Sachsen geschehen sei, aber diese Forderungen, die eine staatliche Anerkennung der jüdischen Religion voraussetzten, wurden nicht gewährt.

So sah man sich zu einer neuen Wahl genöthigt. Aber nun verließ man den Gedanken, einen Oberrabbiner zu berufen und begnügte sich mit der Ernennung eines Rabbinatsassessors, der mit den beiden bereits vorhandenen ein Collegium bilden sollte und

dessen besondere Aufgabe im Halten deutscher Predigten und in der Sorge für den Religions-Unterricht bestehen sollte. Die Wahl fiel auf Michael Sachs. Vgl. darüber die unten folgenden Briefe, bes. S. 70 ff.

Nachdem die Rabbiner-Angelegenheit zur Zufriedenheit der meisten Betheiligten geordnet war — nur die entschiedenen Reformer waren unzufrieden und sagten sich nach einigen Verhandlungen von der Hauptgemeinde los — wandte sich die Aufmerksamkeit wieder den allgemeinen Verhältnissen zu. Aufs Neue waren die Provinzialstände gehört worden; nun aber ging auch dem von dem König berufenen vereinigten Landtag (3. Februar 1847), der allgemeinen Versammlung der Stände aller Provinzen, der Entwurf einer Verordnung, die Verhältnisse der Juden betreffend, zu. In diesem Entwurf wurde den Juden das Staatsbürgerrecht mit seinen Rechten und Pflichten gewahrt, freilich mit gewissen Beschränkungen, die sich als nothwendige Consequenz aus der Auffassung des christlichen Staates und der Betrachtung der Juden als Fremder ergaben. Dadurch wurde ihre Ausschließung von der ständischen Vertretung, die Entfernung von allen Staatsämtern, die eine obrigkeitliche, äußere Befugniß einschlossen, die Ausschließung von öffentlichen und akademischen Lehrämtern, mit alleiniger Ausnahme der außerordentlichen Professuren in den mathematischen und medicinischen Fächern ausgesprochen, dagegen die Wahl jüdischer Stadtverordneten von Seiten der Juden in Städten, wo diese einen beträchtlichen Theil der Einwohner ausmachten und die Einreihung der jüdischen Kinder in eine bestimmte Elementarschule eines Orts für möglich erklärt. Als unterscheidendes Merkmal von früheren gesetzlichen Bestimmungen, trat nun d i e hinzu, daß die Juden einer Stadt oder eines Landbezirks nur eine Judenschaft bilden sollten.

In langen Commissionsberathungen wurde dieser Entwurf geprüft; in Folge dieser besonders durch die Bemühungen einzelner freisinniger Abgeordneten, die von den tonangebenden jüdischen Männern ihre Anregung erhielten, kamen einzelne neue Bestimmungen in das Gesetz. So sollten Bildungsanstalten für jüdische Lehrer errichtet werden, bis zu deren Einführung Juden an christlichen Seminarien Unterricht zu erhalten hatten. Auch ein Lehrstuhl für jüdische Theologie an einer Universität war in Aussicht genommen. Ferner sollten alle Staatsämter, diejenigen ausgenommen, mit denen eine Leitung oder Beaufsichtigung der kirchlichen oder Schul-Angelegenheiten verbunden war, ferner alle akademischen Lehrämter gewährt werden. Dagegen sollte Ausübung der Criminal- und Polizei-Gerichtsbarkeit den Juden entzogen bleiben, Lehrämter an christlichen Schulen durften ihnen nicht anvertraut werden; von aktivem und passivem Wahlrecht blieben sie ausgeschlossen. Am 23. Juli wurde dieses Gesetz veröffentlicht.

Es bestand nur kurze Zeit in voller Kraft. Denn die Bewegung des Jahres 1848, die Preußen eine Volksvertretung und

eine Verfassung gab, sah Juden als Mitglieder jener Versammlung und stellte in der Verfassungsurkunde den wichtigen Grundsatz auf der, einmal ausgesprochen, von unermeßlicher Bedeutung sein mußte, daß alle Preußen vor dem Gesetz gleich sind, daß der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte unabhängig ist von dem religiösen Bekenntnisse.

Unmittelbar nach dieser Neuordnung der Beziehungen der Juden zum Staat wurden auch die Gemeindeverhältnisse neu geordnet. Die Aeltesten der Berliner Gemeinde, deren Amtszeit 1848 zu Ende ging, wandten sich an das Ministerium, um Anweisungen zu erhalten, wie die neue Wahl vorzunehmen sei, die Behörde aber erklärte auf diese und andere Vorstellungen, daß sie nicht in der Lage sei, Vorschriften zu erlassen und alle Veranstaltungen den Aeltesten überlassen müsse. So gingen diese ans Werk, arbeiteten mit einer Anzahl Gemeindeglieder ein Regulativ zur Wahl von Repräsentanten aus, das in einer allgemeinen Abstimmung der Gemeinde gebilligt wurde (20. Mai 1849). Danach wurde dann die Wahl von Vertretern angenommen (24. Juni), die aus ihrer Mitte einen Vorstand ernannten, der nach längeren Streitigkeiten mit den abgehenden Aeltesten seine Wirksamkeit begann. Kaum waren diese Zwistigkeiten zu Ende, so begann der Kampf nach außen.

Der Vorstand war zwar faktisch von den Behörden anerkannt, und diese Anerkennung dadurch bethätigt worden, daß ihm bei manchen Gelegenheiten Unterstützung gewährt wurde, aber es fehlte ihm an einer Legitimation, und als er dieselbe verlangte, wurde sie ihm verweigert, weil er nicht nach den Vorschriften des Generalreglements von 1750 gewählt worden sei. Vergeblich suchte der Vorstand nachzuweisen, daß man dieses Reglement in seinen Bestimmungen seit 50 Jahren nicht mehr genau beobachtet habe, daß überdies durch das Gesetz von 1847 alle früheren Verordnungen aufgehoben worden seien, — nach längerem Schriftwechsel erfolgte der Bescheid, daß die Wahl nach den Anordnungen des Generalreglements vorgenommen werden müsse (4. März 1851). Nach diesen veralteten Bestimmungen wurde dann wirklich die Wahl vorgenommen (11. April), wodurch die seit einem Jahre wirkenden Mitglieder des Vorstandes aufs Neue berufen wurden.

Erst drei Jahre später, nicht lange bevor wiederum die Amtsperiode der Gemeindevertreter zu Ende war, als man schon wegen der über die Neuwahl zu treffenden Bestimmungen Schritte bei den Behörden gethan hatte, begann die Regierung das Gesetz von 1847 zur Ausführung zu bringen. Die dagegen sich erhebenden Befürchtungen, man werde im Besitz der durch die Verfassung gewährleisteten Rechte beeinträchtigt werden, wurden von der Regierung beschwichtigt und die Berliner Synagogengemeinde in ihrem früheren Umfange, mit Hinzufügung von 60 umliegenden kleinen Ortschaften, als ein ungetheilter Synagogenbezirk hingestellt. Nun wurden auch die Bestimmungen des Gesetzes von 1847 über die Wahl von

Repräsentanten ausgeführt, sie wurden durch ein vom Polizei-Präsidium erlassenes Reglement am 23. Februar 1854 gewählt und durch einen Regierungscommissar in ihr Amt eingeführt.

Ein neues Gemeindestatut, das am 31. August 1860 in Kraft trat, regelte die inneren Verhältnisse. Es war, wie schon oben angedeutet, im Wesentlichen Veits Werk. Da aber dies Statut, welches fast 30 Jahre in unbestrittener Geltung blieb und erst in jüngster Zeit einer gründlichen Revision unterworfen wurde, in unseren Briefen nicht berührt wird, während von allen übrigen Unterhandlungen und Verordnungen ausführlich gesprochen wird, so bedarf es an dieser Stelle keines weiteren Eingehens auf dieses Werk Veits.

Wichtiger aber als alle diese, wenn auch noch so tief einschneidenden, doch immerhin äußerlichen Neuordnungen, war die innere Umgestaltung, die sich in der Berliner Gemeinde vollzog. Diese Veränderung, bei welcher die Zeitanschauungen hervorragend mit thätig waren, darf auch als ein Verdienst von Sachs und Veit beansprucht werden. Denn es ist ihnen sogut wie ihren Nachfolgern anzurechnen, daß sich die Berliner Gemeinde, trotz mancher Spaltungen nach rechts und links, als ein großes, culturelles Gemeinwesen zu fühlen begann. Der Prediger und Rabbiner, ehedem verächtlich als „Koscherwächter" bezeichnet, ward der geistige Führer der Gemeinde. Die Gebildeten, die in den Cultuseinrichtungen nicht mehr den stricten Gegensatz gegen ihre geläuterten Anschauungen erblickten, hielten sich nicht durchaus vom Gemeindeleben fern. Die Gemeinde selbst, zur allgemeinen Wahl ihrer Vertreter berechtigt und verpflichtet, erkannte ihre großen Culturaufgaben. Die Sorge für die Armen und Kranken, so sehr sie im Vordergrunde blieb, wurde nicht mehr als die einzige Aufgabe der Gemeinde erkannt. Die Pflege geistigen und wissenschaftlichen Lebens erschien als eine Ehrenpflicht der ersten Gemeinde Preußens und Deutschlands. Die neue Zeit drängte mit gewichtigen Forderungen: ihr Ruf blieb nicht ungehört. Wenn auch Sachs und Veit, statt zu treiben, sich manchmal treiben ließen, Sachs Einzelnem starren, selbst von dem Freunde vergeblich bekämpften Widerspruch entgegensetzte, so müssen sie doch beide unter den Vätern und Begründern der neuen Aera des Berliner jüdischen Gemeindelebens verehrungsvoll genannt werden.

Eine Charakteristik des Briefwechsels im Einzelnen gebe ich nicht. Im Allgemeinen wird man sagen dürfen, daß beide Männer allgemein gebildet waren, stets nach höherer Ausbildung strebten, daß bei Sachs das Gelehrte, bei Veit das Weltmännische mehr im Vordergrunde stand. Man könnte ihn den Abgeklärteren nennen, obwohl er kaum älter war als Sachs, diesen dagegen als den temperamentvolleren bezeichnen, der im Gegensatz zu Veits Milde, seinen Zorn zum entschiedenen Ausdruck brachte, und der Friedensliebe jenes, die nicht aus Interesselosigkeit, sondern aus Weisheit

stammte, seine Kriegsfreudigkeit entgegensetzte, die durch sein Erfülltsein von der Sache hervorgerufen war, und nicht mit Streitlust verwechselt werden darf.

Aber beide Männer, so verschieden in ihrer Art des Ausdrucks und auch in einzelnen ihrer Auffassungen sie waren, blieben eng verbunden in treuer, der Zeit und der Wandlung des eigenen Innern trotzender Freundschaft, waren einig in Ehrung ihres Vaterlandes und in eifervoller Pflege seiner Cultur und in nimmer wankender, mit den Jahren eher zu- als abnehmender Pietät für das Judenthum. Und so mögen sie selbst, als Zeugen für diese ihre drei Lebensgüter: Freundschaft, Deutschthum und Judenthum das Wort ergreifen.



Die Verbindung zwischen Sachs und Veit, die, einmal geknüpft, Jahrzehnte lang dauerte, mag durch Jos. Lehmann, Veits Schwager und Freund oder einen andern aus Glogau stammenden Gelehrten hergestellt worden sein — denn auch mit dem Glogauer Sal. Munk stand Veit schon damals in herzlicher Beziehung. Auch bei Zunz mögen sich beide getroffen haben.

Aus der Zeit des ersten Berliner Zusammenlebens sind nur wenige Zeugnisse brieflichen Verkehrs erhalten. Die Stadt war noch klein, die Befreundeten wohnten eng genug zusammen, um durch Besuch und mündlichen Verkehr alles Wichtige zu verhandeln und waren nicht auf schriftlichen Verkehr angewiesen.

Der erste Brief ist vom 1. Januar 1835. Veit theilt dem Freunde mit, daß Saalschütz von Wien abgehe, ermuntert ihn, sich zu der dortigen Predigerstelle zu melden, und sich dorthin durch Varnhagen v. Ense Empfehlungen geben zu lassen; er selbst könne ihm durch Frau Sara Levy gewichtige Einführungen bei Wiener reichen Juden verschaffen.

Aus dieser Wiener Geschichte wurde nichts, obwohl sie, wie aus einem spätern Brief ersichtlich ist, Sachs in große Aufregung versetzte. Ebensowenig aus der Stelle eines Religionslehrers und Predigers in Dresden, von der Veit in einem Brief am 6. August 1835 schrieb. Der Brief ist nach Glogau an Herrn Prausnitz gerichtet, einen Glogauer mit Sachs befreundeten Buchhändler und lautet in seinem wichtigen Theile so:

Veit an Sachs. 6. Aug. 1835.

Ihr Brief oder lassen Sie mich noch mehr bei dem Elementarischen beginnen, schon Ihre Handschrift auf der Adresse war mir eine große Freude und Ihr Postscript, lieber Sachs, hätte nur ein halbes Stündchen vor Postabgang angefangen werden müssen, um mir völlig zu genügen. Sie schreiben mir z. B. nichts von Werder, den Sie doch in Glogau gesprochen haben müssen. Ich vermisse Sie sehr schmerzlich und sehr oft, so oft, als ich die Freude zu haben pflegte, mit Ihnen wie der Tydide mit Odysseus die blanken Rüstungen, meine Gedanken zu tauschen. Was hätt' ich Ihnen nicht Alles schreiben mögen: nur Schade, daß, was gesagt ein geflügeltes Wort und Gegenwart ist, geschrieben so schwerfällig und vielleicht auch langweilig wird.

Und so ist es denn auch mit Ihrem Vorschlag, lieber Prausnitz. Wir würden uns gewiß sehr leicht darüber verständigen, wenn wir zusammen wären. Ich halte Ihren Plan nämlich noch nicht für reif. Eine Bibel für Israeliten, d. i. ein altes Testament. Zuerst: in welcher Uebersetzung? Der Christ hat eine kanonische deutsche Bibel, die Lutherische: sollen wir uns an Mendelssohn oder an Heinemann halten? Eine neue Uebersetzung zu veranstalten, die zugleich populär und wissenschaftlich sei, scheint mir ein Riesenwerk, und kommt wohl auch Sachs nicht in den Sinn. Da möchte es wohl noch schwieriger halten, den rechten Ton zu treffen als in den Psalmen! Welch' einen nationalen Werth ein solches Werk möglicherweise haben kann, weiß ich nicht: wenn man von der Hanewaldschen Bibel das neue Testament absondert, so hat man eine Bibel für Israeliten. Für Stahlstichwerke bin ich gleichfalls nicht: es wird damit doch nichts besonderes geleistet und selbst Asher zieht seine Hand vom Stahlstichwesen ab, das nichts Erquickliches für Seele und Leib hat. Diese geleckten Figürchen in einer Bibel! Und was für Bilder wollen Sie geben? Copien nach national-jüdischen Meistern oder nach christlichen Malern, die in einer rückwärts gekehrten Begeisterung für alttestamentliche Gegenstände, aber selten ohne Hinweisung auf christliche Elemente componirt haben?

Doch ich darf nicht voraussetzen, daß Ihnen solche Betrachtungen entgangen seien und muß Sie daher bitten, mich mehr im Detail mit Ihrem Plane bekannt zu machen, dem ich, wie es scheint, die rechte Beleuchtung noch nicht abgewinnen kann. Vielleicht legt sich Sachs in's Mittel, um mich, wie Fichte das Publikum, zum Verständniß zu zwingen. Jedenfalls aber bin ich Ihnen für Ihr freundliches Anerbieten verbunden und bitte Sie, über meine Hartnäckigkeit nicht böse zu werden. Kommt mir einmal eine Idee, die vereinigter Kräfte zur Ausführung bedarf, so sind Sie gewiß der erste, dem ich sie mittheile. Unsere Zeit ist das Zeitalter der Associationen.

Vielleicht wurde das Anerbieten des Glogauer Buchhändlers, auf den vorstehender Brief, wenn auch ablehnend, antwortet, der Anlaß zu dem 1839 bei Veit erschienenen großen Bibelwerk, an dem Sachs in hervorragender Weise betheiligt war und von dem in den folgenden Briefen oft genug die Rede ist. Derartige Bemühungen, eine deutsche Bibel für Israeliten herzustellen, lagen damals förmlich in der Luft; über dahinzielende Bemühungen Salomon's in Hamburg, vergl. Rießers Brief an Veit 1837, vergl. A. Z. d. J. 1895. Der in dem Briefe erwähnte Asher ist der bekannte Berliner Buchhändler (1800—1853), bei dem auch die ersten Zunz'schen Werke erschienen waren. Von Sachs waren 1835 die Psalmen übersetzt und erläutert bei Veit erschienen. Was Veit dagegen mit der Hanewald'schen Bibel meint, kann ich aus dem mir zu Gebote stehenden bibliographischen Material nicht eruiren.

Auf diesen Brief antworteten Prausnitz und Sachs (9. Aug. 1835.) Ersterer wollte auf seinen Plan nicht verzichten, nannte als Uebersetzer Sachs und Arnheim,

und empfahl zu Zeichnungen den Maler Holbein in Berlin. Sachs fügte diesen geschäftlichen Zeilen ein Liebesbekenntniß bei, das er mit den Worten schloß: „Seien Sie mir nur nicht böse, sondern lieber gut," und denken Sie an Rahels Wort, dessen Wahrheit ich hier so mannigfach erprobt habe: „Mit dem man sein Leben verleben möchte, dem kann man nicht schreiben."

Rahels Gatte, Varnhagen von Ense, dessen Empfehlung Sachs für die Wiener Stelle benutzen sollte, stand Sachs überhaupt nahe. In einem der wenigen aus Berlin geschriebenen Stücke spricht Sachs von einem Besuche bei Varnhagen, wobei dieser sich „liebenswürdig prächtig" gezeigt habe. In einem späteren deutet er eine Entfremdung an, die zwischen jenem bedeutsamen Schriftsteller, der sonst gern die Jugend in seinen Schutz nahm und das große Talent besaß, Menschen der verschiedensten Richtung um sich zu versammeln und an sich zu ketten, und Veit eingetreten sei. (Ueber Sachs und Veit's briefliche Verbindung mit Varnhagen, vergl. meine Mittheilung in der A. Z. d. J. 1897, noch ungedruckt.)

Aus zwei Briefen Sachs', die dieser Berliner Frühzeit angehören, seien zwei Stellen hervorgehoben. Die erste (datirt 26. Dezbr. 1835) bezieht sich auf das damals erschienene epochemachende Werk von D. Fr. Strauß: „Das Leben Jesu" und lautet so:

Sachs an Veit. 26. Dezbr. 1835.

Ich kann es mir nicht versagen liebster Freund, Ihnen als Weihnachtsperikopen die letzten Paragraphen von D. Strauß' Leben Jesu anzuempfehlen. Mit einem eigenen Wehgefühle ging ich gestern Abend über den menschen-, waldteufel-, christbaum- und pfefferkuchen-wimmelnden Markt. Wenn **das** Buch durchdringt — dann — hört Alles auf! Indeß — ohne Scherz — wenn dem Buche der Erfolg wird, den es in unserer Zeit eigentlich fast unabweislich haben muß, — so bin ich wohl begierig auf die Consequenzen. — Der Schluß des Werkes ist ein wahrer Sieg, triumphirend hab' ich es gelesen. So den Leuten die Schlinge über den Kopf geworfen, und zusammengezogen! Wer wohl der Proteus unter den Theologen sein wird, der — so gebunden — reden wird. Schleiermacher, im anderen Sinne ein Proteus, ist todt. Und mit den Herren Hengstenberg, Twesten, wird wohl nichts Großes anzufangen sein."

Man erkennt aus diesem interessanten Urtheil, mit welcher Aufmerksamkeit die Freunde die bedeutsamen Zeiterscheinungen verfolgten. Der spezielle Gegenstand ihrer Unterhaltungen war aber die eigentlich jüdische Literatur. Schon früh beschäftigte beide, Veit nicht bloß als Buchhändler, sondern als Verleger und Autor, ein großes Uebersetzungswerk, zu dem der reiche Sagen-, Legenden- und Spruchschatz der jüdischen Literatur den Stoff gab. Wieweit hinauf die Vorbereitungen zur Ausführung dieses Planes zu verfolgen sind, lehrt folgendes Gedicht Veit's, das auf einer Reise entstanden, unmittelbares Echo kürzlich geführter Gespräche und Verhandlungen sein muß. (Das Gedicht ist ohne Datum, in der als Manuscript gedruckten Schrift „Andenken an M. Veit", Berlin 1870, wiedergegeben, durfte aber an dieser Stelle nicht fehlen.)

Veit an Sachs.

Die Kernfolianten liegen aufgeschlagen
Und unter ihrer Bürde ächzt mein Pult,
Das nur Octav mit christlicher Geduld
Und einen Quartband selten wohl getragen.

Das sind sie nun, der Vorwelt heil'ge Sagen,
Darin verzeichnet steht der Väter Schuld,
Die Kraft des Worts, der Patriarchen Huld,
Um unser Volk die unverloschenen Klagen.

Mir sind sie stumm. Du aber, kundiger Freund,
Nimm deinen Mosesstab zur Hand und schlage
Aus diesem Fels den Quell der alten Sage.

Ich harre dürstend, bis er mir erscheint.
Mit hohlen Händen schöpf' ich dann die Strahlen
— Die gold'ne Lebensfluth in irdnen Schalen!

29. Juli 1836. Zwischen Gräfenhainichen und Treuenbrietzen im Wagen.

Derselben Zeit nun gehört folgendes undatirtes Schreiben an:

Sachs an Veit. (undatirt, 1836.)

„Es sagen unsere Lehrer: Als Moscheh unser Lehrer und Meister, Friede mit ihm, die Schafe des Jithro in der Wüste weidete, entlief ihm ein Böcklein und er eilte ihm nach bis er nach Chisnach (?) kam. Als er nach Chisnach gekommen, zeigte sich ein Wasserquell und das Böcklein blieb stehen um zu trinken. Da Moscheh zu ihm gelangte, sagte er: „Ich habe nicht gewußt, daß du vor Durst davongelaufen! Du bist also matt." Er nahm es auf die Schulter und trug es fort. Da sprach Gott gelobt sei er: Du hast Mitleid, um die Schafe des Sterblichen zu weiden: so wahr Du lebst: Du sollst weiden meine Schafe, Israel. Das bedeutet: „Und Moses war ein Hirt."

Hier der Midrasch, der schon Freitag für Sie, lieber Freund übersetzt war und den ich Ihnen nur noch nicht schicken konnte. Flüchtig deute ich Ihnen an, was mir dabei eingefallen und wir einmal besprechen müssen! Die im Neuen Testament von Jesu mitgetheilten Erzählungen und Züge, die ihm eine ausgeführtere, lebendigere Persönlichkeit verleihen, als in der uns irgend eine alttestamentliche Gestalt entgegentritt, sind wesentlich durch die Midraschim, ich meine durch die in ihnen niedergelegte Art der Betrachtung, durch diese Interpolation des Glaubens, der in seinem eigenen Geiste die vagen Lineamente zusammenzieht, Torso's sich selbst gemäß restaurirt, zu erklären. Wäre die Midrasch-Sage so verarbeitet, — gewiß wir sähen alle Gestalten des Alten Testaments verklärter, inniger, reiner, und eine solche rückgewandte historische Geistestaufe wäre gar kein

falsum, denn sie ist aus dem Gegebenen des Buchstabens und dem unter seiner Regel gebildeten Vorstellungskreise hervorgekommen und gehört ihm doch eigentlich. Die entgötternden Aufklärer, denen Abraham, ein ungeschlachter Emir und jene christelnden Andächtlinge, welchen das Neue Testament der Text und die ganze Welt nur die mit Petitschrift eingerückte Anmerkung ist, werden sich dann Manches müssen abhandeln lassen.

Das ist ungefähr so schlecht und verworren geschrieben, als wie ich neulich vor Ihnen perrorirt habe. Seien Sie nicht ungehalten; es soll dies auch mehr ein Thema für Gespräche sein, und will's bloß zur gemeinsamen Erinnerung niedergeschrieben haben."

Im Jahre 1836 nahm Sachs die Stelle als Prediger in Prag an, zu der als einem „wohlgelungenen Lebensexempel" Veit dem Freunde (8. Oktober 1836) die besten Glückwünsche sandte. Schon in diesem Briefe äußerte Veit seine mannigfachen Verlegernöthe wegen des Bibelwerks. Denn der von Prausnitz (s. o.) geäußerte und von Sachs lebhaft unterstützte Gedanke hatte bei Veit, dem Verleger Wurzel gefaßt. Es ist zu vermuthen, daß sein anfänglicher, in seinem ersten Briefe begründeter, Widerstand durch mündliche Darlegung gebrochen wurde.

Aber das nun wirklich unternommene Werk bereitete sehr viele unvorhergesehene und nicht immer leicht zu besiegende Schwierigkeiten. Die Mitarbeiter, auch Sachs, waren nicht pünktlich genug mit der Ablieferung des Manuscripts, und der Redakteur Zunz ließ gelegentlich auf die Revision des Eingesandten warten, so daß schon damals, noch ehe die erste Lieferung ausgegeben war, der Druck pausiren mußte.

Am Schlusse des erwähnten Briefes schrieb Veit: „An Varnhagen, schreiben Sie bald: Den Briefwechsel von Rahel und Veit werde ich herausgeben und bevorworten und zu diesem Zwecke ihn mit Varnhagen durcharbeiten, wovon ich mir reichen Genuß verspreche." Die Publikation des Briefwechsels zwischen Rahel, Varnhagens 1833 verstorbener Frau und David Veit, dem 1814 verstorbenem Hamburger Arzte, erfolgte allerdings nicht durch M. Veit, sondern erst 1861 durch Ludmilla Assing (Leipzig, 2 Bände), mit einer kurzen Vorrede Varnhagens, die aus jener Zeit herrühren mag.

Auch am 13. Mai 1837 mußte Veit die Klage über Unterbrechung des Satzes der Bibel wiederholen. Er lobte den „überfleißigen" Arnheim, den schon genannten Mitarbeiter an der Uebersetzung und rieth Sachs an, Jenem doch einen Theil seines sehr bedeutenden Pensums abzugeben. Ueber die Grundsätze und Schicksale der Uebersetzung selbst äußerte er sich, unmittelbar nach dem angeführten Rathe so:

Veit an Sachs. 13. Mai 1837.

Nach einem so oft gethanen Vorschlage komme ich denn mit einer vielleicht ebenso abgenutzten Bitte, nämlich, sich in der Strenge der an den Text sich anschließenden Uebersetzungsweise doch ja zu mäßigen! Unsere Bibel verdächtigt sich dadurch auf mannigfache Weise: als unverständlich, undeutsch, und daher nur dem Gelehrten, höchstens dem Gebildeten zugänglich. Ich habe diese Kategorien sehr oft hören

müssen und mußte erschrecken, wenn ich sie schon so fest geworden sah, daß gar nichts dagegen auszurichten war. Sie können denken, daß Salomon diese Meinung geflissentlichst zu verbreiten sucht.

Gegen solche Feinde stehen wir natürlich Alle waffenlos da, aber wir müssen ihnen auch so wenig als irgend möglich Blößen darbieten, an denen sie uns angreifen können. Nun bin ich, wie Sie wissen, mit dem Prinzip der Uebersetzung durchaus einverstanden, aber desto strenger muß mit den Auswüchsen desselben verfahren werden, damit nicht das Prinzip selbst in Verruf komme. Das aber kann ich beurtheilen, was deutsch und was undeutsch ist und muß eingestehen, daß an vielen einzelnen Stellen das Deutsch so kauderwelsch ist, daß kaum der Gelehrte es sich enträthseln kann, der es wieder in das Hebräische zurückübersetzt. Sie haben uns zwar oft darauf geantwortet, daß an solchen Stellen auch das Hebräische dunkel sei: das ist aber keine Ausrede. Denn das Publikum, für das diese Uebersetzung bestimmt ist, verlangt und kann mit Recht verlangen, daß an jeder Stelle der Text durch ein leserliches und irgend einen Sinn gebendes Deutsch wiedergegeben sei. Daß diese Uebersetzung immer die adäquate sei — wer kann dies verlangen? Und wo man nichts Definitives hat, muß das Provisorische aushelfen. Sie werden dies für eine Art von Betrug halten, daß man die Welt glauben mache, es sei Alles glatt und eben, wo soviel Klüfte und Schlünde sind. Aber die Aufdeckung solcher Brücken müssen Sie sich für eine gelehrte Arbeit aufbehalten und man wird es alsdann gerechtfertigt finden, wenn Sie bekennen, an den oder jenen Stellen einer älteren Auslegung gefolgt zu sein, die Sie selbst nicht billigen."

Nachdem Sachs geheirathet (20. Februar 1837) und sich mehr an die Prager Verhältnisse, die Anfangs nicht ohne Schwierigkeit waren, gewöhnt hatte, wurde auch der Briefwechsel lebhafter. Bücherbesorgungen fehlten nicht; auch manches Persönliche, Bestellungen, Grüße wurden ausgetauscht, unter letzteren die des Grammatikers und Lexikographen K. W. L. Heyse, der bedauert habe, Sachs nicht in Prag zu treffen: „Prag und Sachs seien ihm so ganz identische Begriffe geworden, daß er gar nicht darauf vorbereitet gewesen, die Stadt ohne Sachs zu sehen;" und die K. Werders, von dessen akademischen Erfolgen V. erzählte. Auch das Bibelwerk bildete weiter Gegenstand der Unterhaltung. Schon 1837 wurde der Plan erwogen, die Apokryphen den 24 Büchern der Bibel als Anhang oder Nachtrag beizugeben.

Der Haupttheil des inhaltsreichen Briefes vom 16. Dezember 1837, der im Folgenden abgedruckt wird, handelt über Veit's Midrasch-Studien und gibt Zeugniß von dem geistigen Miteinanderleben der Freunde. Für Kenner der jüdischen Literatur bedarf es nicht der Erinnerung, daß Bereschit Rabba eine fortlaufende haggadische Auslegung zur Genesis, Midrasch Echa eine aus sehr früher Zeit stammende Sammlung von Haggadoth zu den Klageliedern, En Jacob eine von Jacob ibn Chabib herrührende Zusammenstellung von Haggadoth, hauptsächlich aus dem babylonischen Talmud ist. Sie haben auch nicht nöthig, auf Pleßner und Zedner besonders aufmerksam gemacht zu werden. Zedner, der auch sonst in

unseren Briefen häufig angeführt wird, (1803—1871), ein ausgezeichneter Hebraist, war in den letzten Jahrzehnten seines Lebens Custos am British Museum. Sal. Pleßner, dessen Charakteristik ein kleines Cabinetstück ist, (geb. 1797, gest. 1883), war ein jüdischer Gelehrter, von dessen zumeist handschriftlichen Werken über Bibel, Mischnah und Talmud bei Gelegenheit des Säkulartages seiner Geburt von seinem Sohne Elias Pleßner in Ostrowo, Proben veröffentlicht werden sollen. Pleßner's Enkel, Hartwig Hirschfeld in Ramsgate, bereitet eine Biographie vor. Salomo Pleßner, der von 1833—43 in Berlin lebte, wurde, wie mir Herr Elias Pleßner mittheilt, von Varnhagen gelegentlich als „Schleiermacher der Juden" bezeichnet. Der Haupttheil des Briefes lautet:

Veit an Sachs. 16. Dezember 1837.

Jetzt eben, geliebter theuerster Freund, steht mir Ihr Bild so lebendig vor Augen und das Bedürfniß, mich mit Ihnen zu unterhalten bricht so lebhaft hervor, daß ich nicht umhin kann, nach diesem Bogen Schreibpapier zu greifen, da ich eben keinen Naglerverdruß zur Hand habe. Ueberdies geht dieser Brief nicht durch die Post, vor der ich mich sonst geschämt hätte, sondern durch einen sehr höflichen Herrn, einen Schauspieler Spielberger, der sich mir zur Besorgung von Commissionen angeboten hat. Er war mir von Wien aus durch seinen buchhändlerischen Schwiegervater empfohlen worden.

Nehmen Sie den herzlichsten Dank für Ihren letzten Brief und erlassen Sie mir es, Ihnen den Grund meines langen Stillschweigens zu motiviren: Sie sind gewiß mit dem Bekenntniß zufriedengestellt, daß ich mich ganz und gar schuldig fühle. Ganz und gar, weil ich die Verstimmung und Schreibeunlust, die ich allenfalls anführen könnte, auch nicht für den Schein einer Entschuldigung gelten lassen mag. Solche Stimmungen braucht man nur zu analysiren, um sich ihrer gründlich zu schämen: Sie beruhen auf so vielen kleinlichen Dingen und armseligen Anlässen, daß man kaum begreifen kann, wie sie zu solchen Gespinnsten werden können, mit denen ein feindlicher Dämon uns das unsterbliche Haupt umhüllt; man traut solchen Armseligkeiten gar nicht die Macht zu, daß sie, die vor dem höheren Blicke des Geistes so vereinzelt dastehen, gegen die geschlossene Phalanx unseres edleren Selbst sich vereinigen, und doch wohl zu Zeiten ihm einen kleinen Vorsprung abgewinnen könnten.

Aber das ist eben der Fehler: keinen Feind, auch den ohnmächtigsten, soll man verachten: die Ohnmacht erhält von ihrer Ausdauer, von ihrer unermüdlichen Beflissenheit Kraft und Stärke. Das ist der eigentliche Jezer hará, den ein Jeder in sich zu bekämpfen hat; mit den großen Leidenschaften wollen wir schon fertig werden, wir wollen versuchen, sie in Saft und Blut des ganzen Menschen zu verwandeln. Dort werden sie den Platz finden, der ihnen zukommt.

Doch am Ende halte ich Ihnen eine Predigt. Ich Ihnen! Könnt' ich Sie nur einmal von der Kanzel sprechen hören! Ich denke mir das als wahren Genuß. Sehr interessirt hat mich das Wenige, was Sie Levy neulich über eine Rede mittheilten,

die Sie gehalten haben. Vorher schreiben Sie gewiß nichts auf, das kann ich mir denken, aber nachher? Schade, daß Sie das nicht gleich auf frischer That thun können, daß der ganze Sabbath bis zum schreibefähigen Abend dazwischen liegen muß. Wie gern möcht' ich Sie veranlassen, besonders gelungene Predigten auf dem Papiere festzuhalten: da Sie wenig christliche Theologie gelesen haben, so kommt gewiß etwas Originelles, ganz Eigenthümliches dabei heraus; sobald Sie eine Parthie zusammen haben, die Ihnen gelungen erscheint, müßten Sie damit vor das Publikum treten, und so wäre Ihnen ja auch von Prag aus eine Wirkung in die Ferne gesichert, und, wie mir däucht, eine sehr bedeutende. Ueberlegen Sie sich das Ding und schicken Sie uns doch die einzelnen Predigten zu, denn wir müssen den eigentlichen Genuß und Gewinn davon vor dem Drucke haben und zwar durch Besprechen, Hin- und Herwenden des Stoffes und der Form und ich wette, daß Sie dadurch zu manchem Neuen sich angeregt fühlen werden. Auch zum Consolidiren unserer Correspondenz, würden wir damit einen Mittelpunkt gefunden haben.

Bei Gelegenheit der Predigtstoffe fallen mir die Midraschim ein. Zedner hat mir nichts weiter mitgetheilt, unser fleißiger Arnheim, wohl wegen Verheirathung seiner Tochter, auch seit langer Zeit nicht. Ich habe deßhalb den verzweifelten Entschluß gefaßt, mich selbst daran zu machen. Ich nehme bei Pleßner, wöchentlich 4 Stunden, förmlichen Unterricht. Wir haben gelesen: den Midrasch Echa, ein Stück in Bereschit Rabba und jetzt habe ich die En Jacob von vorn angefangen, mit dem festen Vorsatz ihn von Anfang zu Ende durchzulesen.

Pleßner ist mir hierbei durch seine große Belesenheit außerordentlich nützlich: ich habe ihn jetzt soweit, daß wir Unwesentliches überschlagen. Ihm den eigentlich poetischen Kern begreiflich zu machen, auf den es mir ankommt, ist wohl aber schlechterdings unmöglich; er hat poetisches Gefühl, Begeisterung, ist aber ohne alle poetische Anschauung. Mir ist er selbst ein merkwürdiges Individuum und je mehr wir mit einander bekannt werden, desto mehr vertraut er mir von seinem Innern. Mystische Versenkung ist doch der Angelpunkt seines Wesens: er ist dabei ein Cyniker im besten Sinne des Wortes. Ich meine jene gänzliche Nichtachtung, ja Negirung alles Scheins, alles Aeußeren, die Forderung eines konzentrirten Geisteslebens, wenn der Aufgabe des echten Theologen genügt werden soll. Von dieser Seite stimmt er meist mit den Pietisten, ohne mit ihnen auf demselben Grunde zu ruhen. Er versichert, Jahre lang kein Bett berührt zu haben, um sich ununterbrochen, Tag und Nacht, dem Gesetzesstudium zu widmen und aus solchen ekstatischen Zuständen glaubt er sich berechtigt, an alle Wunder der Bibel zu glauben. Nicht Mosis vierzigtägige Fasten, nicht Elias Visionen erscheinen ihm als eine Abweichung von dem natürlichen Laufe der Dinge, wenn auch vor dem alltäglichen Verlaufe des menschlichen Lebens;

er selbst fühlt sich mit solchen Stimmungen verwandt, und dies gibt ihm eine solche Energie des Charakters und eine so fröhliche Gottesfurcht, wie ich sie noch selten beobachtet habe und wie sie gewiß nur unter den besten Mystikern zu finden ist.

Daß er dabei ungeheueres Gewicht auf sich selbst und seine Meinung legt, kommt immer mehr zum Vorschein: diese Anmaßung ist aber um so eher zu ertragen, als sie nicht auf höhere Gelehrsamkeit und Wissenschaftlichkeit, sondern eben auf jene Wahlverwandtschaft mit dem Geiste der heiligen Schriften sich stützt, die er durch sein jüdisches Leben und Denken erworben zu haben glaubt. Er hat mir geradezu erklärt, man könne unmöglich den rechten Sinn einer schwierigen Bibelstelle ergründen, wenn man dabei Schinken frühstücke; ihm dagegen, wenn er gebadet, gebetet und gelernt habe, komme die Auslegung wie durch Inspiration. Der wissenschaftlichen und geschichtlichen Anschauung ist er, wie der poetischen, verschlossen, und darum glaube ich wirklich, daß, was er leistet, durch jene Inspiration in ihm geweckt ist. Von seinen sonnabendlichen Vorträgen, denen ich noch nicht beigewohnt habe, ist Zedner, beiläufig gesagt, entzückt und wirbt dafür: er sei der erste echt jüdische Redner, den er gehört habe. Als ich mehrere talmudischen Wörter an ihrem griechischen Ursprung erkannte und als alte Bekannte begrüßte, verwies er mir's ordentlich, daß ich glaubte, das Hebräische habe wirklich lexikalische Bestandtheile aus dem Griechischen entlehnt; das hinge Alles ganz anders zusammen, meinte er mit einiger Zurückhaltung, und als ich deßhalb in ihn drang, vertraute er mir, er halte mit dem Sohar dafür, daß es eine Ursprache gegeben habe u. s. w. — und so hörte ich denn mit nicht geringem Erstaunen die Schlegel-Creuzer'sche Marotte aus ganz anderen Quellen von meinem Midrasch-Lehrer entwickeln.

Für meine Zwecke gewinne ich wenig und viel: Wenig, weil ich nur langsam vorschreite und nur geringe Ausbeute von echt stoffhaltigem Erze davontrage: viel, weil ich das eigentliche Leben des Midrasch erst jetzt verstehe, und mir eine Menge von Vorstellungen geläufig werden, die sich zwar nicht unmittelbar in poetisches Gold umsetzen lassen, die aber zur Legirung und Benutzung anderweitiger, selbstgefundener oder von außen mir dargebotener Gaben unumgänglich nothwendig sein dürften.

Denn ich will gern gestehen, daß ich ohne die Güte der Freunde noch nicht weiter kommen kann und mag. Und lassen Sie es mich gestehen, daß ich Ihnen zuweilen ein wenig böse gewesen bin, mich so gänzlich in dieser Beziehung verlassen zu haben. Studiren Sie denn den Midrasch nicht? Nicht um meinet, — um Ihretwillen frage ich. Wenn ich jüdischer Prediger werden sollte, so würde ich keine andere Lektüre vornehmen, denn er scheint mir für den Volksredner eine unerschöpfliche Fundgrube zu sein. Sie brauchen also nur in Ihrem Interesse zu handeln und kommen mir dabei auf das Wünschenswertheste entgegen. Sie fangen z. B. an

den Midrasch Bereschit zu lesen und excerpiren dabei, was Ihnen für Ihre Zwecke zusagt, nota bene möglichst ausführlich und deutlich geschrieben, wobei ich an jenes kalligraphische Talent zu appelliren wage, das schon früher der Gegenstand Ihres gerechten Stolzes geworden ist. Von Zeit zu Zeit schicken Sie mir Ihre Excerpte per Post zu, ich studire sie, notire mir daraus, was in meinen Kram paßt und in acht Tagen sollen Sie Ihre Papiere wieder in Händen haben. Auf diese Weise tauschen wir unsere Ansichten aus und es sammelt sich wohl ein recht artiger Stoff, der zu Anmerkungen und Excursen später benutzt werden kann. Denn ohne solche prosaische Nachrede kann, wie im Goethe'schen Divan, die Verwestlichung eines fremden Volksgeistes nicht gut durchgeführt werden.

Vielleicht gelingt es Ihnen auf diese Weise, in das Chaos der Midraschim Ordnung und Licht der Kritik hineinzutragen, die öfter wiederholten zu vergleichen, die ähnlichen an einander zu messen, die leitenden Ideen herauszustellen — eine Arbeit, die Zunz für höchst wichtig hält.

Um nur gleich anzufangen, will ich Ihnen einen Midrasch mittheilen, den ich vor einigen Tagen bearbeitet habe. Er steht Ber. Rabba. p. 6 b und zwar hab' ich die Tradition des R. Simon und R. Hunna vorgezogen, und den Schluß aus eigener Machtvollkommenheit hinzugedichtet, hoffentlich im Sinne des Midrasch: Er lautet:

Der Streit der Engel.

Als Gott den Menschen sich zur Augenweide
Erschaffen wollte, und der Welt zur Freude,
Da spalteten in heftiger Entzweiung
Der Engel Schaaren sich und in Parteiung.
Die Gnade sprach: Er soll geschaffen werden,
Denn er ist milde wie das Lamm der Heerden.
Die Wahrheit sprach: Er bleibe ungeschaffen,
Denn Lüge ist die schärfste seiner Waffen.
Ja! rief die Milde: Wohlthun ist sein Amt,
Der Friede: Nein! weil Zwietracht von ihm stammt.
Was that der Herr? Er griff die Wahrheit, und
Warf sie hernieder auf den Erdengrund.
Die Engel aber sprachen: Herr, verachte
Nicht so dein Kleinod, das dich strahlen machte.
Und während sie noch stritten und sich mühten
Mit heft'gem Thun, mit Murren und mit Wüthen,
Da war der Mensch, in jugendlichen Prangen,
Aus Gottes Händen schon hervorgegangen.
„Was streitet ihr, so sprach er, seht mein Bild,
Dem Geist und Herrschaft aus den Augen quillt.

Jetzt mag die Wahrheit steigen von der Erden,
Um die Genossin eurer Schaar zu werden,
Versöhnten Geistes ziehet mild und rein,
In meinen Menschen, eure Wohnung, ein!" —

Ihnen, bester Freund, geb' ich diesen Stoff für Ihre nächste Predigt auf, d. h. wenn Sie zu polemisiren Lust haben gegen das eitle Reflexionswesen der Menschen, die aus den besten Absichten nicht zur That kommen: kann man dagegen die stille, selbstbewußte Produktionskraft, die ihres Zieles nicht zu verfehlen gewiß ist, rührend erhabener darstellen? Die Engel sind offenbar im Midrasch die abstrakten Kräfte des göttlichen Wesens, die in Gott, dem absolut concreten, vereinigt und aus einem Stücke wirken: daher ist der Respekt vor den Engeln nicht gar groß. Sie sind, um mit Spinoza zu reden, die modi der substantia. Ich muß das einmal Freund Werder vorlegen, der gerade jetzt Spinoza studirt und Vieles anders als Hegel darstellt.

Nun noch ein Wort! Das Verhältniß des Predigt- zum Gedichtstoffe kann Ihnen nicht entgehen. Wenn es mein Geschäft sein muß, jedes fabula docet, jede Hülle der Reflexion abzuthun, um den Lichtkern des poetischen Gedankens frei herauszuschälen, so haben Sie von diesem Kerne auszugehen, um in die weiteste Ferne der Reflexion auszuschweifen, Bekanntes und Unbekanntes anzuknüpfen und haben eben nur dafür zu sorgen, daß die Leute den Gedankeninhalt Ihrer Rede an dem zu Grunde liegenden poetischen Bilde festhalten. Ich bin daher sicher, daß ich bei der eben vorgeschlagenen Art, gemeinschaftlich zu arbeiten, nicht zu kurz komme, weil gewiß nichts, was mich interessirt, von Ihnen übersehen werden darf, wohl aber vielleicht Manches, was für Sie von religiöser Bedeutung sein kann, es für mich nicht ist."

Am 1. März 1838 sandte Veit dem Freunde herzlichen Glückwunsch zu seinem Erstgeborenen: „Er tritt an der Schwelle einer vielverheißenden Zeit in die Welt; möge er des Heils in vollen Zügen genießen, das sie uns bringen wird, möge der Fluch, den sie zu lösen noch nicht mächtig genug ist für ihn zum Segen werden! Das ist ja seit Bileams Zeiten unser köstlichstes Erbe. Sprechen Sie Amen dazu — als Vater und als Verkünder des göttlichen Wortes."

Unterdessen nahte sich das Bibelwerk seinem Ende. Sachs war an ihm auch ein wenig geschäftlich betheiligt, indem er von den durch ihn verkauften Exemplaren einen bestimmten Rabatt bezog; Veit war weit mehr als nur Verleger, indem er und sein Socius Lehfeldt (Levy) sich der Correktur und der endgiltigen Redaktion auf's Gewissenhafteste annahmen. Kleine Differenzen in geschäftlichen Dingen konnte die Freundschaft nicht schädigen; auch Meinungsverschiedenheiten, sachlich ausgesprochen, führten zu keiner persönlichen Verstimmung. Eine solche Abweichung in der Ansicht kommt in dem folgenden kurz vor der Leipziger Messe geschriebenen Brief (28. April 1838) zum Ausdruck. Er enthält zugleich hübsche Bemerkungen über den jüdischen Witz und spielt zum Schlusse auf die sogen.

Kölner Wirren, den Streit der preußischen Regierung mit dem Erzbischof von Köln an, den Veit als eine Wiederholung der mittelalterlichen Kämpfe zwischen Papst und Kaiser charakterisirt.

Zu bemerken ist nur, daß die Purim-Phantasie, auf die Veit im Anfange seines Briefes hindeutet, unter den mir vorliegenden Abschriften der Sachs'schen Briefe fehlt. Auch ohne diese ist Veits Kritik sehr wohl zu verstehen. Ihre Aufnahme erfolgt hauptsächlich, um zu zeigen, daß Wahrhaftigkeit das oberste Prinzip der Freundschaft war und daß bei aller gegenseitigen Verehrung sich Keiner der Beiden scheute, dem Andern unverblümt seine Meinung zu sagen. Veit schrieb:

Veit an Sachs. 28. April 1838.

Ihre Purim-Phantasie hat mich sehr amüsirt; einzelne Witze sind treffend, aber, wissen Sie, was dem ganzen Dinge doch von Grund aus abgeht? Ich meine, jede Spur poetischen Humors. Der Witz ist ein Pfeil, wenn auch ein unschuldiger, es läßt sich nicht ausruhen, sich bewegen im Elemente des Witzes; jener poetische gestaltenschaffende Humor des südlichen Katholizismus, oder des südlichen Volkslebens ist eine Atmosphäre, die trägt und hebt, und zur Heiterkeit stimmt. Dort ist man gottverlassen, wenn man nicht Witze macht oder Witze goutirt, hier wiegt und tummelt man sich auf den Wogen des allgemeinen Frohsinns, der auf den Einzelnen übergeht. Und hier wären wir denn an der rechten Stelle angelangt.

Jene naive elementare Fröhlichkeit geht unmittelbar aus einem nationalen, an ein bestimmtes, altbekanntes Lokal gebundenen Volksgeiste hervor; wir aber, lieber Freund, wir haben nach einer Bemerkung, die Sie mir einmal mitgetheilt haben, eben so wenig wie unser Verbum eine Gegenwart, eine Heimath, wir haben beides nur im Geiste: daher der epigrammatische Witz, der die Substanz, den sicheren Unterbau des geselligen Lebens anfrißt und das witzige, bevorzugte Individuum zum Centrum der gesellschaftlichen Bezüge macht. Und erleben wir denn nicht unter ähnlichen Verhältnissen auch ähnliche Erscheinungen? Bietet nicht der muntere Oesterreichische Volkswitz und der scharfe, ätzende Preußische denselben Contrast dar? Wien ist eine, wie Leo in Halle sagen würde, naturwüchsige Stadt, während Berlin eine Stadt des Gedankens ist, die nur durch ihren Zusammenhang mit den allgemeinen Fortschritten des deutschen Geistes eine Bedeutung hat und dieselbe in dem Augenblicke verliert, wo sie sich von diesem Fortschritt abwendet.

Von den hiesigen Wirren und Schwankungen lassen Sie mich schweigen, da ich doch mich selbst censiren müßte. Nur so viel: Man hat hier seit Jahren Mittelalter gespielt, jetzt haben wir's: Streit der Kirche und des Staates, des Papstes mit dem Fürsten, der geistlichen Oberhirten mit ihren weltlichen Herrschern. Am Ende ist das Ganze von dem Ministerium des Unterrichts nur zur Geschichtsrepetition für die Jungens angestellt, damit sie am lebendigen Leibe der Gegenwart ihr Mittelalter einstudiren.

Bisher waren in dem Briefwechsel Familienangelegenheiten selten erwähnt worden, obwohl Grüße an Frau und Kinder und kurze Bemerkungen über sie nicht fehlen. Bei Veit aber, der an den Seinen, Eltern und Geschwistern, mit großer Liebe und inniger Pietät hing, verstand es sich von selbst, daß er auch mit Freunden von seinen Verwandten sprach. Am 26. Oktober 1838 verlor Veit seinen Vater. Ueber ihn spricht er im folgenden Briefe (16. Dezbr. 1838), in außerordentlich schöner Weise. Die Grabschrift auf den Vater Philipp Veit, geb. 3. Okt. 1759, gest. 26. Okt. 1838, die er in dem folgenden Briefe erwähnt, mag zugleich mit der auf die Mutter Caroline geb. Veit, geb. 1775, gest. 10. Aug. 1837, hier angeführt werden. Ueber den Vater hieß es: „Der weise Rathgeber, das verehrte Haupt der Familie, schied in seinem 81. Jahre als ein rüstiger Mann aus unserer Mitte. Dem Tode sah er wie einem erwarteten Gaste entgegen und so ward an ihm erfüllt, was geschrieben steht: Er wandelte vor Gott und war nicht mehr, denn Gott hatte ihn hinweg genommen. Sein Geist weile unter uns." Die Grabschrift der Mutter lautete: „Fest und weise in blühender Jugend, jugendlich bis in das höchste Alter, hat sie Freude und Leid in gefaßter Seele getragen, den Ihrigen ein unerreichbares Vorbild! Ihren Mund that sie auf mit Weisheit und milde Ehre war auf ihrer Zunge."

Moser, dessen Tod sodann Veit gedenkt, ist der bekannte Freund Heines, dessen Charakter und Geisteseigenschaften er sehr hübsch würdigt. Die beiden anderen Männer, deren Tod berichtet wird, waren angesehene Geschäftsleute Berlins, denen Veit verwandtschaftlich nahe stand. Schefer ist der bekannte, jetzt vergessene Dichter; der angeführte Vers steht unter dem angegebenen Datum im „Laienbrevier."

Dem Briefe Veit's (vom 16. Dezbr. 1838), war Sachs' Beileidsschreiben (vom 10. Dezbr.) vorangegangen, auf das Veit anspielt. Die betreffende Stelle in Sachs' Brief lautet:

Sachs an Veit. 10. Dezember 1838.

„Ich habe oft, unaufhörlich Ihrer gedacht, und mit Schmerz von Tage zu Tage die Hoffnung auf einen Brief vereitelt gesehen. Da ward mir die Kunde von dem Wehe, das Sie betroffen. Sie klagen mich gewiß nicht an, daß ich bisher geschwiegen; ich müßte mich vor mir selber schämen, wenn ich glauben sollte, daß Sie eine gemeine Säumniß darin gesehen. Wie sollte, wie konnte ich zu Ihnen reden? — Die Hand Ihnen herzlich reichen und Sie bitten, ruhig zu sein, das wäre Alles gewesen, was ich gekonnt, das ist Alles, was ich auch heute nur kann, wo ich Sie freier und zusammengenommener mir denken darf. Gott erhalte Ihnen jeglichen theueren Besitz Ihres Herzens und wehre Ihnen jegliches Leid ab! — Ich frage Sie nach Nichts, was zur Vergangenheit gehört. So tiefgreifende, das Leben bis in seine Wurzeln anfassende Ergebnisse schließen ab und beginnen eine neue Aera; wir nehmen die letzten Reste nach dem Brande zusammen, und fangen wieder von vorne an, ängstlich, bangend, zaghaft, — bis endlich neuer Lebensmuth, neue Lebensgewißheit, des Daseins süße Gewohnheit, Vertrauen und Sicherheit wiederbringt. Mir ist nach einem herben Geschicke, das

einen Theuren, mir Nahestehenden betroffen, immer das Schmerzlichste, daß ich ihm gar nichts anbieten kann, und doch ist dies das Natürlichste, Einzige, wozu das Gemüth sich gedrungen fühlt. — Ich wollte, Sie hätten einen Augenblick an mir gezweifelt; dann wäre es Ihnen vielleicht nicht unerfreulich, die unveränderte, innige Anhänglichkeit neu bekräftgit zu erfahren."

Darauf antwortete Veit unmittelbar Folgendes:

Veit an Sachs. 16. Dezember 1838.

Seid nicht zudringlich mit Eurem Troste! hat der Prophet wahrhaftig nicht zu einem Zuspruch der Liebe gesagt, wie er aus Ihrem Herzen und Ihrem Geiste kommt: wie hab' ich mich nach einem Wort von Ihnen in dieser ganzen Zeit gesehnt, ohne doch Muth und Kraft genug zu haben, mir den Anspruch darauf durch einen Brief an Sie zu erwerben und nun sind Sie, wie immer, so unendlich freundlich mir zuvorgekommen. Ich sage Ihnen keinen Dank dafür: unter Menschen wie wir, müßten diese Ceremonien der Liebe von selbst hinwegfallen, sowie ehrliche Leute sich einander gar nicht, oder doch nur der Ordnung halber quittiren. Das reiche Capital von Dank und Liebe, das ich für Sie im Herzen trage, bleibt Ihnen ja ohnedies sicher und wenn Sie sich, vielleicht nicht mit Unrecht, über die kargen Zinsen beklagen, die es Ihnen trägt, so seien Sie versichert, daß ich sie zum Capital schlage und daß es Ihnen reichlich wuchert.

Haben Sie denn schon einmal über jenen Text des Propheten gepredigt? Thuen Sie es ja und befreien Sie den Leidenden von dieser größten Geißel. Ich wundere mich, daß es nirgend religiöse Vorschriften für das Trösten gibt: denn die alten Religionsstifter waren mit dem Dogma, wie mich dünkt, sehr bald zu Ende, hielten sich aber sehr lange damit auf, gewisse Normen zu erfinden, in denen das Benehmen der Menschen, besonders bei den feierlichen Anlässen des Lebens, würdig und anständig, mit der Vernunft übereinstimmend, verlaufen sollte und was die Religion versäumt hatte, das holte die Sitte nach. Sie zogen es vor, daß die Masse der Menschen, die große Heerde, sich in unverstandenen, von einer höheren Autorität ihnen auferlegten Normen bewege, als daß sie in regelloser Willkür sich trennen; nur wer auch ohne jene Vorschriften zu leben vermöchte, findet den menschlichen Grund derselben, der in der Aeußerlichkeit des Geschehens und blinden Thuns so häufig verloren geht, in seinem eignen Innern wieder.

So habe ich oft beobachtet, daß ich bei solchen Anlässen, die den ganzen Menschen erschüttern, in den Idiosynkrasieen meines Denkens und Empfindens mit Gebräuchen und Vorstellungsweisen, oft längst entschwundner, ja zuweilen der sogenannten wilden Völker zusammengetroffen bin, zu denen mir im gewöhnlichen Verlaufe der Dinge der Schlüssel fehlte. So sollen Sie, mein theurer Freund, den ich mir für seine Gemeinde als den

Gesetzgeber in jenem Reiche der Herzenssitte denke, wohin der gemeine Moralist, der Handlanger der Themis, niemals dringen wird, eine Trostordnung erfinden und sie Ihren Leuten recht dringend an's Herz legen. Schefer hat den Grundstein gelegt mit dem Spruche (Jan. 14): „Mit dem Betrübten klagen ist das Beste", bauen Sie weiter darauf und heißen Sie die Leute lieber schweigend sich neben dem Leidtragenden niedersetzen als ihm die Geierklauen jener halbwahren Gemeinplätze in's Herz werfen, die man das ganze Jahr über nicht hört, die aber in jedem Sterbehause zu gespenstischem Leben aufwachen.

Ich habe in der letzten Zeit zu viele Tode durchgekostet um nicht den bittern Nachgeschmack jener beliebten Tröstungen noch auf der Zunge zu haben. Meinen trefflichen Vetter Uhde, der, wenn die reine Herzensgüte einer Genialität fähig ist, genial zu nennen war, einen Vetter meiner Frau, Moritz Helfft, das Haupt und die Hoffnung einer zahlreichen Familie und Ende dieses Sommers endlich unsern Moser, den edelsten und begabtesten Menschen, der mir auf meinem Lebenswege begegnet ist und dessen gleichen ich ganz gewiß niemals wiedersehen werde. Wissen Sie denn, daß er von uns geschieden ist? Sie haben ihn wenig gekannt, aber er ist Ihnen nichts desto weniger wie seinen nächsten Freunden gestorben, denn ein Mensch wie Moser ist ein aufbewahrter Schatz, ein unentdeckter Quell, den man einmal in irgend einer Lebenswüste, wo man seiner am dringendsten bedarf, ganz unvermuthet findet.

Trotz des größeren Zeitraums versetzt mich Mosers Tod noch immer in die lebhafteste Unruhe, während ich mit heiliger Stille an meinen Vater denken kann. Als ich von der Reise zurück kam, fand ich ihn noch ganz munter: heiter, vollkräftig, wie in diesem ganzen Sommer, ein Anfall von Brustkrampf, den er etwa vier Tage später hatte, ging leicht vorüber, er erholte sich bald und blieb nur ungern im Bette. Am Freitag (26. Oktober) Nachmittags wünschte er seinen Café außer dem Bette zu trinken: Mutter wollte ihm die Betten auf das Sopha bringen, er capitulirte aber, weil er nur mit einem Pelze zugedeckt sein wollte. Einen Augenblick ging sie in das andre Zimmer; Vater war unterdeß aufgestanden und hatte sich, angekleidet, auf einem Stuhl vor seinem Bette hingesetzt, da hörte sie durch die geöffnete Thür einen tiefen Seufzer, und findet, als sie wieder eintritt, meinen Vater schon hinübergegangen.

Es war der Tod eines Gerechten und können Sie mir verdenken, daß mir einfiel, was die heilige Schrift von dem Uebergange Enochs sagt? Den Kern meiner Empfindung habe ich versucht, in einer Grabschrift auszudrücken, die ich Ihnen mittheilen will, aber nun kamen die unverschämten Tröster und wollten gar keinen oder doch nur ein Minimum von Schmerz verstatten, weil mein Vater ein so hohes und glückliches Alter erreicht habe.

Das ist eins von den vielen Mißverständnissen, gegen die Sie zu kämpfen haben. Wie soll das Leben eines Alten von

Werth und Bedeutung sein, wenn sein Tod etwas Gleichgültiges wäre? Der Schmerz um einen Greis ist vielmehr der reine Schmerz, ungetrübt durch das Zerreißende, Verzweiflungsvolle, das sich bei dem Hinscheiden eines jüngeren Mannes aufdringt; ein durchaus und in jedem Augenblicke fruchtbarer Schmerz, der auf ein vollendetes Leben zurückweist, zu dessen Betrachtung er auffordert; er verwundet und heilt zu gleicher Zeit wie die wunderbare Lanze des Peleus und ich möchte sagen: wer nie um den Verlust eines Alten den tiefsten, vollsten Schmerz empfunden hat, der kennt den Tod nicht, der hat nur geweint, getobt gegen die Schickungen Gottes, aber niemals sich vom Grunde des Herzens mit ihnen versöhnt."

Drei Jahre waren schon vergangen, daß die eng verbundenen Freunde sich nicht gesehen hatten. Kein Wunder daher, daß sie Sehnsucht nach einer solchen Zusammenkunft empfanden. Daß diese bei Sachs noch lebhafter war als bei Veit, ist naturgemäß. Denn dieser war in seinen alten Kreisen verblieben, lebte in seiner Vaterstadt und genoß außer einer vielseitigen befriedigenden Thätigkeit, Erholung und Zerstreuung in einer vertrauten Freundesschaar. Jener aber, zwar beschäftigt in seinem Amt, beglückt in seiner Familie, lebte doch in einer fremden Stadt, mußte sich einen neuen Kreis schaffen und blickte verlangend zum Freunde herüber.

Nur theilweise ward diese Sehnsucht befriedigt, eher noch verstärkt durch neu gewonnene Bekannte Sachs', die von Prag nach Berlin reisten, seinen Arzt Dr. Schele, den Gelehrten Landau. Namentlich im Frühjahr wurde diese Sehnsucht stärker, wenn die Reisezeit überhaupt begann, besonders aber, wenn Veit seine alljährliche Reise nach Leipzig (zur Ostermesse) antrat. Dann waren die Freunde nur 2 Tagereisen von einander entfernt und Sachs meinte wehmüthig scherzend (29. April 1839), daß die Versammlungen der Naturforscher und Lehrer sie doch zu einer Zusammenkunft anregen sollten, zumal zu einer Zeit, da „die Eisenbahnen aus dem vielbändigen Werke, das man bis jetzt die Welt geheißen hat eine Ausgabe in einem Bande machen, so daß bald überall der Mittelpunkt der Welt sein wird."

Aus demselben Briefe sind folgende zu Sachs' Charakteristik wichtige Sätze, die im Anschluß an seine Lektüre von K. Fr. Hermann's: Geschichte und System der platonischen Philosophie (1. Bd. 1839) gebraucht werden, der Mittheilung werth.

Sachs an Veit. 29. April 1839.

„Ich lese jetzt Hermann's Geschichte und System der platonischen Philosophie und delectire mich an dem trefflichen, aus einer tiefen Vertrautheit mit dem hellenischen Leben geschöpften, mit umfassendem historischem Geiste und in würdiger, stylistischer Haltung ausgeführtem Werke. Das hat mich wieder zum Platon zurückgeführt, und so lese ich denn vom Euthyphro anfangend den Göttlichen, und ich habe ein Behagen, wie es eben nur aus der Lectüre der Alten, Goethe's, Shakespeares und Hegels quellen kann. Ihr Aufsatz gegen Schubarth ist prächtig, abfertigend, männlich abweisend und treffend. Jedem

Lumpen ein solcher Wischer — und es stände besser in der Welt! Ach wie bereue ich, daß ich so vieles, was mich indignirt hat und noch ärgert, bloß innerlich knurrend oder allenfalls laut schimpfend — habe hingehen lassen, ohne ihm einen gedruckten Rippenstoß zu geben. Das ist eine Uebertretung des Gebotes: Du sollst nicht bei dem Blute Deines Bruders stehen! Ausrotten kann man einmal die Philisterei nicht — so soll man ihr wenigstens das Leben verbittern, versauern, verhunzen. Hol' der Teufel alle Philister, Kriecher und Schleicher, Hundsfötter und Lumpen!

Ich sage Ihnen, das vielverbreitetste Geschlecht in der Naturgeschichte ist arm gegen diese Race, diese pestis humanae gentis. Ich schimpfe aus keinem hohlem Fasse, sondern aus tüchtiger Erfahrung, die ich sehr gern nicht gemacht hätte. Denn bei aller Heftigkeit und Raschheit meines Naturells verdammt mein Inneres langsamer und später, als mein Mund, mit dem ich eigentlich nur mir selber imponiren will, und Andern die meinem Verstande klar vorliegende Ueberzeugung beibringen, die ich aus einer Art von Schwäche in praxi mir ableugne. Und es ist falsch! Bedächtig reden, im Innern aber ohne Erbarmen, ohne Gnade und Schonung! Wenn ich einen Staat zu regieren oder einen Plan zu einem zu machen hätte — ich duldete alle Verbrecher, die gegen das und jenes der Zehngebote gesündigt hätten — denn sie sind zu rangiren, haben ihre feste Rubrik und sind mit dem Halseisen und dem nöthigen Ketten-Apparat zu zwingen — aber alle verdächtigen Physiognomieen, Augenverdreher, Händedrücker, Flüsterer und Flausenmacher — alle Horcher, Anbringer, Heuchler, Duckmäuser müßten in zweifarbigem Habit über die Grenze! — Die verpesten die Atmosphäre, und so muß man ihren Giftqualm einziehen!"

Ueber den hier erwähnten Aufsatz Veit's vermag ich nichts Bestimmtes zu sagen. Ich vermuthe, daß es ein Artikel gegen die Schrift K. E. Schubarths ist: „Ueber die Unvereinbarkeit der Hegel'schen Staatslehre mit dem obersten Lebens- und Entwickelungsprinzip des preußischen Staates" 1839. Veit als getreuer Hegelianer mag in irgend einer Zeitung oder Zeitschrift diesen neuen gegen seinen Meister geführten Streich abgewehrt haben.

Waren schon in den letzten Briefen beider Freunde die persönlichen Mittheilungen mit allgemeinen Betrachtungen vermischt, so trat die Rücksicht auf Allgemeines: Literarisches, Weltliches, Jüdisches immer mehr in den Vordergrund. Gewiß gratulirte Veit dem Freunde zu einer Anerkennung durch die Behörde, deren Folge das Aufhören der Unterordnung unter den Prager Rabbiner war, zu seiner feierlichen Installation, meldete gelegentlich von dem schlechten Verkauf des Bibelwerks, und den Versuchen neue Absatzwege zu öffnen, oder theilte von einem Rundschreiben der Berliner Aeltesten mit, das, obwohl es nur einzelne Unordnungen abstellen sollte, doch das Mißtrauen der Behörden hervorrief; aber im Allgemeinen beschäftigten sich beide mit Dingen, die ein höheres Interesse erweckten. So schrieb Veit (16. Mai 1839): „Strauß schreibt eine Dogmatik; sein Aufsatz über Justinus Kerner, in den „friedlichen Blättern" von neuem abgedruckt, den ich soeben meiner Frau vorgelesen habe, ist ein Beispiel von biographischer

Kritik, wie es gewiß wenige in der deutschen Literatur gibt. Hier ist mehr als Varnhagen, im Urtheil gewiß, aber auch in der Farbengebung und Gestaltung: Goethe'sche und Lessing'sche Elemente, also das scheinbar Widerstrebende, in einer bedeutenden Persönlichkeit zu unwiderstehlicher Wirkung verbunden."

In demselben Briefe äußerte sich Veit sehr eingehend über den damals verstorbenen Ed. Gans, den Schriftsteller und Juristen, (vgl. Geiger, Berlin II, 593 fg.) der seit den 20er Jahren im Verein mit Moser an den geselligen Cirkeln des Veit'schen Hauses theilgenommen und nach seiner Taufe sich ihnen nicht entfremdet hatte. In Veit's Verlag waren Gans' „Rückblicke auf Personen und Zustände" (1836) und eine kleine polemische Schrift 1839 erschienen. Die Würdigung von Gans, die den Briefschreiber auch zu weitgreifenden ästhetischen und religiösen Betrachtungen anregte, lautet:

Veit an Sachs. 16. Mai 1839.

Sie sprechen von unserm Reichthum, an tüchtigen einander und die Welt verstehenden Menschen und unterdeß geht einer nach dem andern von dannen und steht vor Gott; mich überläufts, wenn ich an das Haydnsche Concert denke und an den Letzten, der sein Licht auslöscht und sein Instrument zur Seite legt. Gibt es einen siegenderen Beweis für die Macht der Idee, für die Allgewalt der Sachen, als daß Gott so außerordentliche Menschen wie Gans nicht braucht, nicht ganz nothwendig für die ewigen Zwecke seiner Weltregierung braucht? Das ist bei solchen Toten mein erster, aber nein, nicht mein erster, mein zweiter Gedanke wenigstens ist es von jeher gewesen, „so lang ich Menschen unterscheiden kann", wie Hamlet sagt: Also auch auf den war nicht gerechnet!

Wir Andern, denen es schwer fällt, eine Sache von der Person zu trennen, werden uns doch nur mit Widerstreben an diesen Gedanken gewöhnen. In Leipzig, halb als Neuigkeit, erfuhr ich die Nachricht, daß ihn der Schlag getroffen habe; ich hatte gleich keine Hoffnung, da ich wußte, es sei der zweite Schlaganfall gewesen, von Benary höre ich und erinnre mich nun auch dunkel, früher schon davon gehört zu haben, daß bereits vor sieben Jahren eine leise Mahnung von Schlagfluß an ihn ergangen sei.

Napoleon hat bekanntlich einmal im Staatsrath behauptet, es sei Niemand in der Welt unersetzlich, selbst er nicht, nur Talma mache eine Ausnahme. Das ist in gewissem Sinne wahr; in einem andern kann man sagen, daß Niemand zu ersetzen sei. Was meinte er denn mit der Ausnahme, die er in Talma statuirte? Den eigenthümlichen Genius fand er unersetzlich, mit dem der große Künstler die Gebilde der Poesie belebte; dieser Genius ist aber, mehr oder minder ausgeprägt, eines Jeden Persönlichkeit, dies Allerheiligste der Menschen, dieser specifische Kern, der übrig bleibt, wenn alle Hüllen des Gemeinsam-Menschlichen abgestreift sind, diese reifste Frucht für Zeit und Ewigkeit. So wie dieser Kern es ist, der im Grunde als das Wirksame in dem diesseitigen Leben treibt und keimt und ihm das Gepräge und die Gewähr des Un-

endlichen giebt, so ist er, wenn das Zeitliche abgestreift ist, die unsterbliche Seele, die der Glaube aller edleren Völker bezeugt. Die Aufgabe des Kritikers und Biographen ist es, jenen innern Kern herauszuschälen und Alles Zufällige der Lebensereignisse, Schicksale, Zeitverhältnisse in ihrer Verbindung mit demselben darzustellen.

Abgesehen aber davon, daß dieser biographische Scharfblick zu den seltensten Gaben gehört, so vermag unser blöderes, nur durch das hellste Licht angeregtes Auge, dies Leuchten der Persönlichkeit nur in besonders hervorragenden Menschen zu erkennen, während wir den größten Theil der Menschen, ungöttlich genug, als wesenlose Masse, als Zahl bei Seite schieben. Gott aber, als den größten Menschenkenner, müssen wir eine so erhöhte Unterscheidungskraft zutrauen, daß er, wie er sie gebildet hat, aus jeder menschlichen Seele den persönlichen Kern aussondert und dieser ist es, der unverlierbar, unsterblich von ihm ist. Weiter bin ich noch nicht in meinen Gedanken über Unsterblichkeit, obgleich ich mir nicht verhehlen kann, daß ich von religiöser Seite her, in unlösbare Schwierigkeiten mich verwickele.

Irreligiös ist namentlich der qualitative Unterschied des Unsterblichseins, den ich durchaus nicht loswerden kann, da ich mir nicht einbilde, daß die Seele eines Schwachkopfs in demselben Grade unsterblich sei wie Platon's und Hegels. Ich verwechsele auch nicht etwa die Unsterblichkeit als Nachruhm, mit jener höheren, die Religion und Philosophie uns lehren, denn ich bin überzeugt, daß jene nur der menschliche Abdruck von dieser ist. Das Fortwirken einer Persönlichkeit, auch nach dem Tode des Leibes, das ist Unsterblichkeit in diesem und in jenem Sinne; je mächtiger sie ist, desto nachhaltiger wirkt sie in alle Zeiten fort. Ich komme also dort wie hier nicht über den Gradunterschied hinaus, und wenn ich in Bezug auf die Unsterblichkeit jeder Seele den Glauben zu Hülfe gerufen habe, so muß ich doch auch ergänzend hinzufügen, daß der Geist an sich, weil er Geist ist, die Bürgschaft der Unzerstörbarkeit in sich trägt und daß eben dies, Geist vom Geiste zu sein, der abstrakte Grund auch von Platons und Hegels Unsterblichkeit sei.

Ich habe mich weit verirrt, denn ich wollte auf nichts weiter hinaus, als daß der Verlust von Gans eben darum so tief gefühlt worden ist, weil man sich bewußt war, nicht bloß einen Gelehrten, einen Redner, sondern eine Persönlichkeit verloren zu haben, die in dem ganzem Zusammenhang unsrer Verhältnisse, als ein integrirendes Element erschien. Das Unersetzliche der Persönlichkeit brachte mich in legitimer Gedankenfolge auf die Unsterblichkeit der Seele. Dies mußte ich noch einmal wiederholen, um Ihnen nicht als Schwätzer zu erscheinen."

Sachs begann alsbald eine Antwort, worin er auch die Geburt eines zweiten Sohnes meldete, ließ sie aber vom 26. Mai bis 3. Juli liegen.

Anknüpfend an des Freundes Betrachtungen über Gans' Tod schrieb er:

„Einen abgedroschenen jüdischen Witz muß ich Ihnen erst nochmals erzählen, ehe ich weiter rede. Ein reicher Mann in Berlin — oder in welcher großen Stadt immer — war krank und bot einem Jeden, der ihm helfen könne, ungeheuere Summen. Ein armer Pollak hörte das und bat um Eintritt mit dem festen Versprechen, wenn ihm eine gewisse Summe gezahlt werde, ein unfehlbares Mittel gegen das Sterben vorzuschlagen. Und was war der Vorschlag? Gehen Sie nach Meseritz, dort ist noch kein Reicher gestorben. Nutzanwendung: Wo ein Gans sterben kann, da hat er doch gelebt. Hier kann Keiner sterben — Verstanden?"

Die trübe düstere Stimmung, die schon in dieser Nachbemerkung zur Anekdote zum Ausdruck kommt und die ihren Grund hatte theils in den Prager Verhältnissen überhaupt, theils insbesondere in der bereits geschilderten Vereinsamung, in der Sachs lebte, prägt sich auch in der folgenden Klage desselben Briefes aus:

„So lange ich nicht Sie oder Werder gesprochen habe, komme ich nicht zur rechten Klarheit über tausend Dinge, wenn Sie wollen über mich ganz und gar und kann ich nichts Rechtes machen, wozu ich Lust, Liebe und Fähigkeit habe, aber kein rechtes Licht. Ich will mich Euch zur Entscheidung vorlegen — wie eine Frage. Daß Sie das nicht verstehen werden, ist ein Zeichen, wie nöthig persönliche Verständigung ist."

Unmittelbar nachdem er diesen Brief erhalten hatte, schrieb Veit seine Antwort (Juli 1839, ohne Tagesangabe). Er schrieb sie aus Alt-Schöneberg bei Berlin, wo er mit den Seinen eine behagliche Sommerwohnung bezogen hatte. Von dem langen Briefe ist nur ein Theil — die ersten 4 Seiten — erhalten; in ihm geht Veit auf die Klagen des Freundes nicht ein. Doch ist kaum anzunehmen, daß er dies überhaupt nicht gethan: der Schmerzensschrei des Freundes klang ihm zu laut entgegen. Das erhaltene Stück des Briefes indessen handelt von ganz anderen Dingen. Es klingt wie ein Idyll aus der Vergangenheit. Zu seinem Verständniß ist eine kurze allgemeine Betrachtung nothwendig, die wieder anknüpft an den Gegenstand des vorigen Briefes, an Ed. Gans.

Zu Gans' charakteristischen Eigenschaften gehörte, daß er eins der Häupter der Berliner Goethegemeinde war. Wie die meisten romantisch angehauchten jüngeren Berliner Dichter gehörte auch Veit ihr an, wie sich nicht nur aus den mannigfachen Erwähnungen und Lobpreisungen Goethes, sondern auch aus dem an anderer Stelle gezeigten Bemühungen ergibt, Goethe zur Mitarbeiterschaft an den Berliner Almanachen zu gewinnen. Das, man könnte sagen, persönliche Verhältniß zu Goethe und seinem Kreise wurde gefestigt durch V.'s Verheirathung mit einer Weimaranerin, die an den Traditionen ihrer Heimath festhielt. Theils durch sie, theils ohne ihre Vermittelung wurde Veit mit zwei diesen Kreisen durchaus angehörigen Frauen bekannt: Alwine Frommann und Bettina v. Arnim. Beide characterisirte er sehr hübsch und schilderte seine Beziehung zu ihnen in dem erwähnten Briefe.

Veit an Sachs. Juli 1839.

Werder ist viel und oft bei uns und ein großer Trost ist uns eine Freundin meiner Frau, ein Fräulein Frommann aus Jena, die im Hause des Ministers Altenstein ist, eine vortreffliche, geistvolle und im höchsten Sinne theilnehmende Freundin. Sie ist nicht mehr jung, hat in ihrem väterlichen Hause die Glanzzeit von Jena, noch

im Abscheiden, durchgelebt, und mit so viel Urtheil und Selbstständigkeit, daß wir nicht müde werden, jene Zeiten durchzusprechen und der Stoff zum Reden niemals ausgeht.

Einen großen Genuß — den größten, den mir mein Geschäft bis jetzt gewährt hat — muß ich Sie doch auch wenigstens kosten lassen: ich habe Ihnen wohl schon geschrieben, daß ich seit längerer Zeit sehr häufig bei Frau von Arnim bin, deren Sachen, sowie die gesammelten Werke von Arnim wir debitiren werden; unter einer Stunde komme ich selten fort, oft bin ich mehrere Stunden bei ihr. Sie ist von der größten Güte gegen mich und sagt mir die schönsten Sachen. Gestern las sie mir einen Aufsatz vor, der in einem Anhange zum Briefwechsel abgedruckt werden wird, er behandelt jüdische Verhältnisse und ist von der höchsten poetischen Schönheit. Wenn nur die Censur nicht den liebenswürdigen Muthwillen des Kindes, des genialsten, das die Welt gesehen hat, allzusehr hofmeistert, denn, obgleich jetzt geschrieben, liegen doch vier aus früher Zeit vorhandene Berichte an Goethe auch diesen Mittheilungen zu Grunde. Die Zusammenstellung, Verschmelzung, die künstlerische Verarbeitung ist neu, die Farben, möcht' ich sagen, sind alt, der Ton ist jetzt erst hinzugethan. Ich möchte Ihnen gern von ihrer Unterhaltung einen rechten Begriff machen; aber kaum dürfte es eine schwierigere Aufgabe geben. Im Beginn unserer Bekanntschaft hielt ich sie für unnahbar, nicht wie der Tydide, sondern wie ein flüchtiger, neckischer Sylphe unnahbar ist. Sie spricht wo möglich noch schöner als sie schreibt, und erst im Sprechen merkt man, wie alles, auch das Excentrische, bei ihr die reinste Natur, wie eben die ideale Anschauung der Dinge dieser hochbegabten Frau das Gemäßeste ist; der nachlässige Frankfurter Dialekt macht sich dabei vortrefflich, treuherzig und naiv. Mich ihres Umgangs zu erfreuen, habe ich erst angefangen, als ich mir nicht mehr von ihr imponiren ließ; so wie sie dergleichen merkt, fühlt sie sich wie ohne Zügel und zerrt den Hörer in den wunderlichsten Sprüngen mit sich herum. Dann sagt sie Alles, was die aufgeregte Phantasie und Combinationsgabe ihr eingiebt, und wehe dem gläubigen Neuling, der sich dann ihre Märchen aufbinden läßt, den sie mit ihrer Ironie nasführt: von einer solchen Stimmung sagte sie mir einmal selbst: „Sie müsse mir nit Alles glaube, ich bin so verloge“ und es ist begreiflich, daß sie sich den meisten Menschen, namentlich in Gesellschaft, in dieser Maske zeigt. Daher die Klugen, die Kinder der Welt, ihr nicht ein Wort trauen. Je näher sie mit mir bekannt wurde, je ernster sich auch unsere geschäftlichen Verhältnisse gestalteten, desto wahrhaftiger und treuer habe ich sie gegen mich erfunden. Nur wenn ein dritter zugegen ist und das Gespräch ins Stocken geräth, oder irgend eine philisterhafte Bemerkung sie stachelt, geräth sie in die bachische Laune, die sie mit wahrer Begeisterung durchführen kann. Im Zwiegespräch mit ihr wendet sich das Gleichgültige, Alltägliche in's Bedeutende und Allgemeine; die tiefste Lebensweisheit wirft sie

spielend hin, sie entwickelt mir die Motive von all ihrem Thun, die immer die einfachsten und nobelsten sind, die es geben kann, ich disputire wieder und gebe nicht einen Zollbreit nach, wo sie im Unrecht ist und so, das fühle ich, hat sich zwischen uns ein Verhältniß gebildet, an dem ich von vornherein verzweifelte, das mir aber die mit ihr erlebten Stunden unendlich werth und lehrreich macht. Sie erzählt mir von der Misere der sogenannten hohen Gesellschaft die ergötzlichsten Sachen und wie sie unter die Wachs- und Drahtpuppen raketenartig dreinfährt; ich habe mein Vergnügen an ihrem edeln Radikalismus, der nicht minder als irgend ein Fürstenhut der Welt von Gottes Gnaden ist. Als von der Feigheit die Rede war, mit der sich so Viele von den sieben Göttingern abgewandt hätten, um ihre armselige Stellung zu menagiren, die am Ende nur in ihrer Einbildung bedroht war, sagte sie: „Wie der Mensch vor seinem Tode, vor dem Abstreifen der körperlichen Hülle schaudere, so schaudere ihn davor, diesen ganzen Leib von Verhältnissen und Rücksichten, in den er sich hineingewachsen, von sich abzuthun; daher erkläre sich das geringe Maaß von Ueberzeugungstreue aus dieser Todesfurcht; denn wahr sein sei doch die einzige Größe." Um Predigtstoffe brauchten Sie nicht verlegen zu sein, Sie könnten sie jeden Freitag wie einen Midrasch aufschlagen.

Mit großem Eifer und etwas Lust an der Intrigue hat sie dahin gearbeitet, daß mir auch ihr Schwager Savigny den Commissionsdebit eines Werkes übergeben hat, das die juristische Welt in Aufruhr setzen wird. Sie hat mir dabei mit feiner Aufmerksamkeit jeden Schein von Zudringlichkeit erspart, so daß am Ende S. mir entgegen kam. Was sie besonders in Feuer setzte, war der Umstand, daß ich ihr, als S. sich mächtig sträubte, unverholen sagte: außer andern mir unbekannten Beweggründen seien es wohl hauptsächlich religiöse Vorurtheile, die H. v. S. gefangen hielten. Nun hatte sie ein Objekt, eine Festung, die sie berennen konnte, und wie die Gelegenheit zu einer bedeutenden Opposition immer nachhaltiger reizt als das kräftigste Wohlwollen, so auch hier. Die prächtigsten Komödien hat sie durchgespielt, in der Angst, weil sie mich nicht zu Hause gefunden und doch S. einen Bescheid von mir versprochen hatte, in meinem Namen geantwortet und mich immer so tief hinter die Coulissen schauen lassen, daß ich die Mitspielenden wie auf den Brettern agiren sah, wenn ich nun wirklich mit ihnen zusammentraf."

Der lebensvollen und liebenswürdigen Characteristik Bettinens ist um so weniger etwas hinzuzufügen, als schon an anderer Stelle von ihren Beziehungen zu Veit die Rede war. (Vgl. meinen Aufsatz: „Bettina von Arnim und Moritz Veit" in dem Buche: „Dichter und Frauen" Berlin 1896, wo auch diese Characteristik abgedruckt ist.) Bettinens Buch, das bei Veit in Commission erschien, war „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde." In dem Anhang (Tagebuch) steht nichts über Juden; wohl aber sind in den Briefen selbst zahlreiche, judenfreundliche Aeußerungen bei Gelegenheit der neuen Judenordnung in Frankfurt und mancher

Begegnungen mit einzelnen Juden zu finden. Während die Beziehung zu Bettina sich löste, blieb die durch sie vermittelte Verbindung mit Savigny bestehn. Denn dessen epochemachendes Werk: „System des heutigen römischen Rechts“, sowie spätere Werke sind in 8 Bänden 1840—1848 im Veitschen Commissionsverlag erschienen. Daß diese Verbindung fortdauerte, so lange Veit überhaupt sein Geschäft führte, ergibt sich aus einem in Concept vorliegenden Schreiben, mit welchem Veit den Uebergang seines Verlags an einen Leipziger Buchhändler dem großen Juristen mittheilte und dessen Wohlwollen für seinen Nachfolger erbat.

Auf die von Veit gegebene Characteristik kam Sachs in seiner sehr ausführlichen Antwort (19.—25. Aug. 1839) nicht zurück. Aber es klingt wie ein Echo zu dem dort angeschlagenen Ton, wenn Sachs eingehend von Wilhelm v. Humboldt spricht, der ja auch ein Vertreter der vergangenen großen Zeit war. Außerdem enthält der Brief eine geschäftliche Intervention für B. J. Fürstenthal, die hier nicht berücksichtigt werden konnte. Ausgelassen sind ferner einige gar zu starke Stellen gegen M. Heß. Die übrigen Theile des Briefes lauten folgendermaßen:

Sachs an Veit. 15.—29. Aug. 1839.

„Mein theurer Freund! Sie haben Recht, wenn Sie in Ihrem jüngsten Briefe mir eine rasche Beantwortung zur Pflicht machen; ein Brief muß wie ein Champagner moussirend hinabgetrunken werden und ehe das eingesogene ätherische flüchtige Element verflogen, soll auch — ein geflügelter Bote — die Erwiderung begonnen und vollendet werden. Und warum ich gegen dies in mir immer feststehende Gesetz, das Sie mir ins Gedächtnis und Gewissen zurückgerufen, wozu noch die Freude über Ihre reiche Spende einen neuen Antrieb fügte, gesündigt? — Liebster, Bester! Ich habe wenig hier lernen können, aber das Eine, was mir die Praxis des Predigers tagtäglich unter die Augen rückt, die unablässige Versündigung gegen die unantastbarsten Gesetze des Verstandes und die unabweislichsten Aussprüche der Pflicht — sollt' ich nicht endlich zu lernen anfangen? Die schönste Popularität, zu der es ein Prediger bringen kann, wird nicht durch abgedroschene Themen, in saft- und markloser Weise behandelt — bekanntlich der königliche Weg zur Beliebtheit, der auch immer und immer mit Erfolg betreten wird — so sehr erreicht, als durch die absolute Aufhebung des Gegensatzes in Ansichten und Handlungen. Man trage den Berg oder Hügel ab, auf dem man steht und von dem man hinabschaut auf den Troß, bis allgemach nach dem Prophetenworte alles Steile eben wird, und es wird zwar nicht — nach desselbigen Propheten Ausspruch — die Herrlichkeit des Herrn, aber doch die platte Hohlheit und bequeme Philisterei sichtbar werden. Das ist auch eine Art Geist des Herrn in seiner Gemeinde, was beiläufig ebenso sehr jüdisch und nicht christlich, als die glühenden Kohlen auf das Haupt des Feindes, die Marheineke dem Evangelium getrost zuspricht. Sie halten mich hoffentlich für keinen Narren oder Pedanten, der etwa eine Jagd auf dicta probantia und gesunde, hübsche Sentenzlein macht, um mit einem demüthigen Kratzfuß des Introite et heic dii herzbrechend zu deklamiren. Ich bin längst aus dieser Vindicir-Periode heraus, und gilt mir das Judenthum als eine selbstständige

Potenz, nur durch sich selbst commensurabel, in sich selbst einig — trotz zugestandener Auswüchse, die aber wohl anderswo sitzen, als M. Heß in St. Lengsfeld meint. . . .

Ich las vorher in W. v. Humboldts Buche über die Kawi-Sprache. Solche Bücher sollten gar keinen Titel haben, kurzweg heißen: ein Buch von Humboldt, besser noch: das Buch. Es ist in diesem Buche eine Stille, ein Frieden und eine Sanftheit der Gedanken, eine Weisheit und Erfahrung, wie ich sie kaum noch jemals kennen gelernt. Er erzählt seine stillen Forschungen, schließt einen ungeheuren Tempel auf, so prätentionslos und bescheiden, wie Einer, der eben ganz und gar darin heimisch ist, und im Sprechen nur noch den Schlüssel bei Seite thut, damit dem gaffenden, maulaufsperrenden Neuling auch alles Gefühl der Fremdheit schwinde, ordentlich delikat. Wenn die Sanskrithelden mit ihren mikroskopischen Beobachtungen, ihren Lauten und Buchstaben dem Unwissenden die volle Ladung seiner Ignoranz zu tragen geben, die am Ende ja doch nur stoffartig ist und mehr eine Unkunde als eine Unwissenheit, deren man sich schämen müßte — so weiß ich hier gar nicht, daß ich ein Ungeweihter bin. Die klappern immer mit dem Handwerkszeuge, und imponiren dadurch nur desto mehr, und jener edle Mann führt mich so lieb und gut mit sich herum und ich sehe Alles, und wo ich nichts verstehe, macht er Muth und flößt Vertrauen ein. Die anderen Arbeiter — ich meine zunächst die Handlanger — bekommen wirklich vor lauter Wühlen im Schooße ihres Stoffes — das Sonnenlicht des freien Gedankens nicht mehr zu sehen. Solche Meere und Welten haben nicht viele durchgeschifft, wie der, und da er in die Heimath gekommen, ist er noch ganz der Alte! Die Mappen und Sammlungen, mit ihren Embarras und ihrem mühseligen Fleiße, hält er zurück. Wozu uns seine Mühen?

Sie kennen gewiß das Buch, liebster Veit? Lesen Sie's ja, wenn Sie's noch nicht gethan. Da ist auch Philosophie der Geschichte drinnen! Der verstehts, wie die Geschichte gemacht wird, nicht bloß wie sie geworden ist! und ist bei diesem ungeheuren Verständniß so bescheiden, bei aller Objektivität der Anschauung und Darstellung, bei aller durchsichtigen Klarheit, die einen mächtigen Abgrund des Einsehens und Erkennens verbirgt, so bedächtig, daß man den sinnenden, forschenden, fragenden, sich bescheidenden Menschen hindurchfühlt! — Pulsschläge durch die alabasterne Oberfläche! Man liebt dergleichen heutzutage nicht und die Jüngeren erst garnicht — die Absoluten! — was ich übrigens — da absolut ein Adverb sein kann — durch irgend ein gewähltes Adjektiv ja beliebig modificiren kann. Der ist absolut — nichtig, der absolut — hohl, der absolut — arrogant rc.

Ein Brief von Werder aus Glogau hat mich am vorigen Samstag wirklich beglückt. Er konnte mich dafür, daß er meine Einladung nicht angenommen, nicht besser entschädigen, als durch einen solchen Brief. Seine Erfolge als akademischer Lehrer, die

Aussicht auf die baldige Vollendung seiner Arbeit haben mich durch und durch erfreut. Gott lasse Alles so beim Guten! —

Ich möchte Ihnen gern, glauben Sie mirs Liebster! eine Freude machen, eine angenehme Stunde mit diesem Briefe, daß Sie eine hanooh (Genuß) von mir und durch mich haben, da ich mit schmerzlichem Antheile erfahren, wie Sie wieder ein trauriges Verhängniß aus der kaum errungenen Sammlung nach früheren Verlusten — aufgestört. Wenn die Absicht in menschlichen Dingen mit in die Waagschaale kommt, müssen Sie sich an diesem Blatte freuen! — Daß ich in der letzten Zeit viel besucht worden, durch Asher, Dr. Fürst, Lehmann, Mannheimer, Dr. Frankel aus Dresden, wissen Sie. Solche flüchtige Berührungen regen eher ein Mißgefühl auf, als daß sie nachhaltige Befriedigung böten. Mit Mannheimer habe ich in Marienbad höchst angenehme und genußvolle Tage verlebt. Wir sind in vielen Stücken so ähnlich geartet, denken über Vieles so ganz verwandt, daß sich der Berührungspunkte kaum mehr ergeben können, als die erste Annäherung bot. Wir befahren jetzt nur die vorhandenen Spuren. Er ist ein herz- und sinnvoller Mann!

Durch Fürst bin ich wieder auf mein hebräisches Wörterbuch gekommen, wofür ich gar nicht wenig Material zusammen gebracht. Ich hoffe, daß selbst neben seinem noch zu gewärtigenden Buche das meinige sich selbstständig seine Stelle wird sichern können. Was ich bei der wiederholten Beschäftigung mit der Bibel, auf meinem Wege durch die alte Midrasch- und Talmudlitteratur, der ich seit meinem Hiersein so viel Zeit und Lust zugewendet, Etymologisches gefunden, sowie manche Lehre aus dem klassischen Altertum, ist dahinein zu lassen. — Nun will ich, so Gott will, im Winter ans Ausarbeiten gehen! —

Inzwischen habe ich auch endlich den Plan zu einem Buche gefaßt, das ich für eine mir angemessene, zeitgemäße und würdige Arbeit halte. — Ich sage Ihnen einmal, wie vor Zeiten, Alles, und so müssen Sie denn auch halbgare, unreife Gedanken hören: Eine Charakteristik der Midraschlitteratur in ihrem ganzen Umfange! — natürlich in etwas größerem Stile. Vorgearbeitet ist für das Aeußerliche durch Zunz hinlänglich. Desto dringender die innere Füllung der Conturen! Das Material ist mir bekannt, geläufig, und ich lebe darin. Das Formelle des jüdischen Vortragswesens nach all seinen wunderlichen Eigenheiten hat für eine mehr gelehrte Untersuchung und Zusammenstellung mannigfachen Reiz. Ich sehe die Arbeit als eine höchst nothwendige an, die zur Verständigung nach außen und innen unendlich fördersam ist. Inzwischen habe ich mein 31. Jahr angetreten, wo man etwas Ruhe, Besonnenheit und Umsicht, überhaupt einen sicheren Schwerpunkt gewinnt. Es hat lange dunkel in mir so was gearbeitet. Recht klar ist es mir erst vor wenigen Tagen geworden."

Das in dem vorstehenden Briefe erwähnte Buch Wilh's. v. Humboldt „Ueber die Kawisprache" erschien unvollendet nach des Verfassers Tode in den Schriften der Berliner Akademie 1836—39 in 3 Bänden. Das hochbedeutende

Werk selbst war wohl wegen seines streng wissenschaftlichen Details Veit unzugänglich; Sachs meint wohl auch weniger das Werk selbst als die ihm vorangeschickte berühmte Einleitung: „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts.“ — Der in unserm Briefe vorher erwähnte Ph. K. Marheineke (1780—1846), Professor in Berlin, war ein Hegelscher Theologe, beliebter Prediger, Verfasser bändereicher dogmatischer und kirchengeschichtlicher Werke. Es kann von keinem besondern Belang sein, die Stelle zu eruiren, in der M. den ihm mit manchem christlichen Theologen gemeinsamen Irrthum aussprach.

Die letzte Darlegung von Sachs über das geplante Buch ist nicht blos wegen ihres speziellen Inhalts, wegen ihrer Hinweisung auf die große Arbeit wichtig, die Sachs damals zu beschäftigen anfing, sie ist es noch in einem höhern allgemeinern Grade.

Merkwürdig wenig war nämlich bisher in den Briefen des eifervollen Juden an den jüdischen Gelehrten von jüdischen Dingen die Rede. Das wird von nun an anders. Zum Theil hat diese Veränderung ihren Grund darin, daß Veit 1839 zum Aeltesten der jüdischen Gemeinde Berlins gewählt wurde und nun auch amtlich von jüdischen Dingen zu handeln hatte. Alsbald trat auch der freilich noch unklare Gedanke an Veit heran, seinen Herzensfreund Sachs für Berlin zu gewinnen. Eine Andeutung darauf findet sich schon in dem folgendem Briefe vom 29. Dez. 1839. Hauptsächlich jedoch handelt dieser Brief von jüdischen Angelegenheiten und der Rabbinerwahl. Frankels Angelegenheit, der damals in Aussicht genommen war und Zunz' Stellung im Seminar sollen weiter nicht berührt werden, da ich auf früher Mitgetheiltes verweisen kann. (Vgl. „Allg. Ztg. d. Jud.“ 1895.) Unser Brief aber mußte ganz mitgetheilt werden, weil er mit Ideen zusammentrifft, die, seitdem sie zuerst ausgesprochen wurden, immer wieder auftauchten und, wenn es gestattet ist, von mir selbst zu reden, mir immer als schöner aber erreichbarer Zukunftstraum vorgeschwebt haben, schon als ich noch als Lehrer an der jüdischen Lehrer-Bildungs-Anstalt, dem ehemaligen Seminar thätig war. — Ueber den als Lehrer des Seminars genannten Pleßner, vgl. oben S. 8 fg. Ueber Dr. Cohn konnte ich auch von noch lebenden Schülern des Zunzschen Seminars nichts erfahren. Lebrecht (1800—1876), über dessen Lehrerqualität ich nicht urtheilen kann, war ein hervorragender, jüdischer Gelehrter, der freilich in vielen kleinen Aufsätzen und Schriften sein reiches Wissen zersplitterte, ohne es zu einem Hauptwerke zu vereinen. Von einer Verabredung Veits mit meinem Vater über eine jüdische Fakultät ist sonst nichts bekannt. Sie müßte mündlich erfolgt sein, da A. Geiger sich damals wegen Erlangung des preußischen Bürgerrechts und wegen Hintertreibung der mannigfachen Anschläge seiner Gegner in Berlin befand. Wie lebhaft G. das Zustandekommen einer jüdischen Fakultät wünschte, wie er seit seiner frühen Jugend Pläne dazu schmiedete, ist in seiner Biographie (Berlin 1878, S. 27 u. S. 71) dargethan; wenige Jahre vor unserem Briefe war G's Brochüre: „Ueber die Errichtung einer jüdisch-theologischen Fakultät“ erschienen. Nur kurz mag daran erinnert werden, daß Veit später der Errichtung des jüdisch-theologischen Seminars in Breslau näher stand und damit eine Anstalt gründen half, die sich vom Anbeginn an in direkte Opposition zu der Gesinnung meines Vaters setzte.

Veit an Sachs. 29. Dezember 1839.

Ich bin zum Aeltesten ernannt und habe nunmehr von Amtswegen ein Wort in denjenigen öffentlichen Angelegenheiten mitzusprechen, die von jeher die nächsten meinem Herzen gewesen sind. Bisher habe ich hinlänglich damit zu thun gehabt, den Geschäftsgang im Allgemeinen, den Gamaschendienst kennen zu lernen: ich habe Akten über Akten studirt, jetzt fange ich an, Reflexionen anzusetzen, die ich aber zur Reife zu bringen verzweifeln müßte, wenn Sie mir nicht Ihr Licht dazu leuchten ließen.

Seit meinem Eintritt in das Collegium, das jetzt recht brauchbare Elemente enthält, habe ich die Gründung des neuen Seminars betrieben, das gewiß zum 1. April wird eröffnet werden können. Zunz hat einen trefflichen, mit klassischem Lakonismus geschriebenen Plan gearbeitet. Das alte faule Stroh wird mit dem neuen Jahr ausgemistet: Pleßner, als unbrauchbar für die Anstalt, verabschiedet und Lebrecht engagirt, den Sie gewiß als einen ausgezeichneten Gelehrten achten und der überdies unter die redlichsten und gewissenhaftesten Menschen gehört, die ich kennen gelernt habe; daß er ein vortrefflicher Lehrer ist, was ich nicht voraussetzte, versichert Zunz. Nur die einstweilige Beibehaltung des Dr. Cohn ist ein Flecken der neuen Anstalt, an der ich auch noch ein durch Zunz und Lebrecht nicht unnöthig gewordenes Element jugendlicher Frische und Regsamkeit vermisse. Wenn Sie hier wären und einen Theil Ihrer Zeit dem Seminar widmeten, so hätten wir eine Anstalt, die sich sehen lassen könnte.

Das Schulwesen habe ich vor allen Dingen ins Auge gefaßt, und mir ein Gebäude aufgebaut, das mit der Zeit doch wohl noch ins Leben tritt. Leider haben meine Vorgänger — und Sie glauben kaum, was Ihr Freund geschadet hat, der über dem Grübeln nach Wahrheit und Ewigkeit alles Irdische mit Ausnahme seiner Steine und Papiere in Confusion gebracht hat — die Knabenschule verdorben: ich habe mir jetzt die Aufgabe gestellt, sie gründlich zu revidiren und meinen Collegen einen Bericht darüber abzustatten. Von seiner Stelle entfernen kann man Baruch Auerbach nicht mehr ohne Ungerechtigkeit, aber ihn unter Controlle stellen, das ist durchaus nothwendig. Der Seminar-Direktor ist der natürliche Inspicient der Schule: die praktischen Uebungen der Seminaristen sind nicht allein ein integrirender Bestandtheil, sie sind die Blüthe des Seminar-Unterrichts; daraus folgt, daß die Methoden, nach denen in der Volksschule unterrichtet werden soll, von dem Seminar-Direktor abhängen, der sich die Frucht seiner Arbeit nicht am Ende noch dadurch darf schmälern lassen, daß seine Seminaristen gezwungen sind, in einer schlecht organisirten Schule das theoretisch Erlernte praktisch anzuwenden.

Der Grundriß zu dem Organismus von Schulen, den die hiesige Gemeinde herzustellen die Mission hat, den ich aber vorläufig nur noch im Geiste anschaue, ist folgender: Zwei Volksschulen

für Knaben und Mädchen, an deren Spitze je ein erster Lehrer, nicht eigentlich ein Rektor steht: die oberste Leitung, die Bestimmung der Lehrmethode, Anstellung der Lehrer, die Vertheilung der Objecte auf die Klassen würde dem Seminar-Direktor unter der üblichen Konkurrenz des Gemeinde-Vorstandes zustehen, für die Ausführung des Schulplanes, die Disciplin u. s. w. bliebe jeder der Oberlehrer in Beziehung auf seine Schule verantwortlich. Wenn es mir gelingt, Auerbach soweit einzuschränken und ihn somit, wie Hegel es nennt, zu einem Moment herabzusetzen, so will ich sehr erfreut sein; zugleich werde ich eine Reduktion der gegenwärtigen 4 Klassen der Knabenschulen auf drei beantragen und mir vorbehalten, eine neue vierte, oder erste zu stiften, die den Schüler wenigstens bis Tertia der Gymnasien fördern soll.

Jedes Glied in diesem Organismus von Schulen hat eine doppelte Bedeutung: einmal muß jede Abtheilung den Schüler soweit gefördert haben, daß sie ihn unmittelbar ins Leben entlassen kann, sie muß aber auch für denjenigen, der sich weiter zu bilden Lust hat, eine Uebergangsstufe zu einer höheren Schulanstalt sein, in welche sie einmündet. So würde ich die neu zu begründende erste Klasse als ein Mittelglied sowohl zwischen Schule und Gymnasium als auch zwischen Schule und der unteren Seminarklasse betrachten: diejenigen aber, die dem praktischen Leben sich zuwenden, müßten für das Comtoir und höhere Gewerbe reif sein, während die niederen Klassen Handwerker zu bilden haben. An die neu zu errichtende obere Schulklasse schließt sich also das Seminar an, das Religions- und Volksschullehrer erzieht. Wer einen höheren Trieb in sich fühlt, wird seine Kenntnisse durch Privatstudien oder durch einen kurzen Besuch der höchsten Gymnasialklasse zur Universität reif machen können.

Was aber schließt sich natürlicher an unser Seminar an als eine Fakultät oder eine höhere Seminar-Abtheilung, die dem studirenden, künftigen Prediger und Rabbiner denjenigen Unterricht, den die Universität ihm versagt, subsidiarisch darbietet? Diese Begründung einer jüdischen Fakultät, bei der die bewährtesten Lehrer des Seminars den wissenschaftlichen, der Rabbiner den religiösen Unterricht zu ertheilen hätte, ist mit dem Leben der Gemeinde und des Staates innigst verwachsen und, was nicht zu übersehen, praktisch ausführbar. Denn ich zweifle keinen Augenblick daran, daß die Provinzial-Gemeinden: Breslau, Danzig, Posen, wenn nur erst das Seminar in anerkannter Wirksamkeit dasteht, zur Erweiterung desselben beitragen werden. Schon habe ich das Nöthige mit Geiger verabredet.

Auf diese Weise würde Berlin einen jungen Mann vollständig bis zum Rabbinat ausstatten, natürlich mit theilweiser Benutzung der öffentlichen Unterrichtsanstalten, jene unglückselige Klasse halbgebildeter Bachurim würde aussterben, und — doch ich brauche Ihnen nicht die Vorzüge dieser Institutionen darzustellen, und möchte nur hören, was Sie

dagegen haben könnten. Noch eine andere Institution möchte ich in's Leben rufen, und denken Sie nur, von Oesterreich herüber auf unsern Boden verpflanzen, den öffentlichen Religionsunterricht nämlich für sämmtliche jüdischen Schüler christlicher und jüdischer Schulen, doch da dieser Unterricht nicht wieder von einem besonders dazu angestellten Lehrer, sondern von den Rabbinern selber ertheilt werden soll, so muß ich auf ein anderes mit dem berührten eng zusammenhängendes Kapitel übergehen.

Sie wissen vielleicht, daß man sich hier bemüht hat, einen Ober-Rabbiner anzustellen, so viel ich weiß, ist Frankel die Stelle angeboten worden, er hat sie aber ausgeschlagen, alle Bemühungen haben zu keinem Resultat geführt. Ich glaube nicht, daß man einen passenden Mann finden wird: die studirten Rabbiner sind noch zu jung und einen andern will man nicht haben. Nun ist mein Vorschlag, noch einen Dajan zu wählen, der in die erste Stelle allmählich hineinwachsen mag. Dadurch kann keine Parthei sich verletzt fühlen, man gewöhnt sich daran, einen Rabbiner nicht bloß faullenzen, sondern deutsch predigen, die Schulen inspiziren, den Religionsunterricht ertheilen zu sehen und so wird der Zukunft vorgearbeitet, ohne daß man sie gewaltsam improvisirt.

Noch bin ich mit meinem Vorschlag nicht hervorgetreten, da die Rabbinerwahl in diesem Augenblick überhaupt in den Hintergrund getreten zu sein scheint: ich wünsche Ihre Ansicht darüber zu kennen, namentlich aber die Frage erwogen: ob Sie eine solche Stelle annehmen würden? Und zwar namentlich, ob Sie Ihre rabbinische talmudische Gelehrsamkeit einer solchen Stelle für genügend halten? Sie sehen, daß ich mich nicht bloß über Sie, sondern auch im Allgemeinen darüber orientiren möchte, welchen Grad jener Kenntnisse Sie von einem heutigen Rabbiner fordern würden? Ist Rappoport dazu geeignet? Spricht und schreibt er deutsch? Wenn Sie selbst aber in irgend einem Winkel Ihres Herzens eine Neigung fühlen, nicht bloß als Prediger, sondern zugleich als Rabbiner zu fungiren, so theilen Sie mir doch aufrichtig mit, was Sie dort haben, damit ich zu beurtheilen im Stande bin, ob man Ihnen hier irgend ein äquivalentes Einkommen bieten kann? Auch über Frankel sagen Sie mir Ihre Meinung. Daß von diesem Briefe kein Mensch zu erfahren braucht, fühlen Sie: Ihre Antwort bleibt gleichfalls mein Eigenthum. — Meine Lucubrationen beschließe ich hier, ein andermal fahre ich fort, da ich noch sehr viel auf dem Herzen habe.

Ihr Plan hat mich entzückt: Sie wollen das geben, was Varnhagen in Zunz' Buch vergebens gesucht und verdrießlich vermißt hat. Verschieben Sie nur nichts. Und theilen Sie mir zuweilen einige Blicke mit, die mich vorläufig Ihren Stoff überschauen lassen. Correspondenz wird den schlummernden Gedankenstoff entbinden und wenn Sie fertig sind und im Ausland drucken dürfen, so lege ich Beschlag auf Ihr Buch.

Für die Absicht, die Ihnen den Brief an mich eingegeben, hat jede Faser meines Herzens Ihnen gedankt: Sie dürfen niemals auch nur vermuthen, daß ich Ihnen böse bin oder dergleichen Zeug. Was soll das heißen? Ich Ihnen? Da müßte ich meinen Vortheil wenig verstehen. Mir bliebe wenig übrig, wenn ich Sie nicht als einen Theil meines Wesens in mir tragen und hegen könnte, Sie, einziger Freund. Aber auf das neue Jahr wollen wir einen neuen Menschen anziehen und in lebhaftem Verkehr mit einander bleiben: antworten Sie mir bald, ich thue desgleichen: monatlich wenigstens einmal müssen wir von einander hören.

Leider fehlt Sachs' Antwort auf diesen Brief.

Auch die folgenden Briefe handeln fast ausschließlich von jüdischen, speciell Berliner jüdischen Angelegenheiten. Außer den verschiedenen Phasen der Rabbinerwahl, ferner der Wahl eines „Beglaubten“, zu welcher Würde Veit gern Zedner verholfen hätte — hatte doch auch Zunz einst diese Stelle gewünscht — den vielfachen aber vergeblichen Bemühungen Veit's, Sachs zur Annahme eines talmudischen (Morenu) Diploms zu veranlassen, werden Dinge wichtiger Art erörtert. Mittheilenswerth erscheint eine große Stelle aus einem Briefe vom 23. Februar — 6. März 1840. Die darin vorkommende Beurtheilung des Ministers Altenstein ist ungemein merkwürdig; sie stimmt nicht mit den vielfach abfälligen Urtheilen über den Genannten überein, die man häufig hört, ist aber wegen des frischen Berichts über eine persönliche Begegnung sehr beachtenswerth. Von Veits Beziehungen zu Streckfuß, besonders denen aus dem Jahre 1843, ist schon anderwärts die Rede gewesen; die hier berührte Angelegenheit ist Abr. Geigers Leben S. 111 fg. angedeutet. Die Stellen in Veits Brief lauten:

Veit an Sachs. 23. Febr. — 6. März 1840.

Mit dem Minister Altenstein habe ich eine 1¼ stündige Unterredung auf seinem Sopha gehabt: ein Mann vom tiefsten Blick, von einer Weisheit und Milde, die nur die reife Frucht lebenslangen Nachdenkens sein kann; mir war zuweilen, als ob ich den alten Hegel hörte — aber bei allem dem kein Minister, kein Mann der That, sondern eine Gelehrten-Natur von idealer Schönheit, so ideal, daß sie durch die Berührung mit der Wirklichkeit sich feindselig berührt, gleichsam gekränkt fühlt und sie erst nach seinen Ansichten gemodelt haben möchte, bevor er sich mit ihr einläßt. Man muß viel Vertrauen zu ihm haben, um die Stellung, die er sich giebt, für wahr zu halten. Er hat Kenntnisse vom Judenthum: ein alter Talmudist, den er als Knabe innig verehrte, war sein Lehrer, man mußte ihm in Allem, was er sagte, Recht geben, nur nicht in der Nutzanwendung.

Er will nämlich horribile dictu mit dem Ende anfangen, die Juden sollen sich über die heut zu Tage gültige Grundlage des Judenthums erklären, bevor der Staat sich um ihre religiösen Angelegenheiten bekümmert; und diese Erklärung will er nicht einmal durch Berufung einer im Edict vom 11. März 1812

versprochenen Synode herbeiführen, sie soll vielmehr aus dem Innern der Gemeinde hervorgehen. Wie gesagt, wenn ich nicht seinen Charakter im Großen und Ganzen beurtheilte, so würde ich eine solche Zumuthung für Felonie, dem Hohne der Fremden ähnlich halten, die von den Gefangenen fordern: Singet uns ein Lied von den Liedern Zions!

Wir, die wir unter dem Druck der Kabinetsordre vom Jahre 1823 schmachten, nach der die Polizei darauf achten soll, daß in allen gottesdienstlichen Verrichtungen das alte Herkommen streng aufrecht erhalten werden soll, wir sollen eine freie Erklärung über die Grundlagen des Judenthums abgeben! In früheren Zeiten hat man uns gegeißelt und vertrieben, heutzutage macht man unmögliche Anforderungen an uns, mißt uns mit fremden Maaßstäben, ein geistiges Prokrustesbett, in das man uns einspannen will. Noch ehe man uns anzufangen erlaubt, sollen wir am Ende sein!

Wo ist jemals eine Regeneration eines Bekenntnisses durch theoretische Voraussetzungen begründet worden und nicht vielmehr durch die stille Macht des besseren Geistes, der sich tausend Individuen zu seinen Werkzeugen wählt und am Ende auch die Feinde der Wahrheit zu seinen geweihten Dienern erhöht. Als ob man vom Staat verlangte, daß er es übernehmen solle, das Judenthum zu reformiren! Nur die Hindernisse freier Entwicklung soll er fortschaffen, nur die Träger und Leiter dieser Entwicklung, die Rabbinen, Prediger, Lehrer, Vorstände als solche anerkennen und durch diese Anerkennung mit dem allgemeinen Organismus des Staates verknüpfen.

Aber eben diese Verknüpfung ist es, die er fürchtet, er will seinen Verbündeten kennen, er will im Voraus wissen, wohin all diese Strömungen führen werden, um mit voller Sicherheit ein neues Element in sich aufnehmen zu können. Ja, du lieber Gott! Deine Zukunft fordern sie enthüllt zu sehen, bevor sie das nothwendige, unerläßliche Werk der Gegenwart vollbringen. Das sind pure Ausreden und um so lächerlicher, als man nicht zugeben will, daß man jenes gefürchtete Gift schon längst im Leibe hat und noch immer nicht daran krepirt ist: die Strauß-Hengstenbergischen Krämpfe rühren gewiß nicht davon her. Nur die gesetzliche Anerkennung fehlt, eine Sache der Form für den Staat, eine Lebensfrage für das Judenthum, das als „Privatgesellschaft", wie es von unsern Gesetzen angesehen wird, nicht gedeihen kann.

Sonst sagte der Minister sehr viel Gutes; die Lächerlichkeit des Beerschen Tempels, die Visitenkarten-Abgabe bei'm lieben Herrgott, hat er trefflich dargestellt; ja, ohne sie zu billigen, erklärte er jene berüchtigte Cabinetsordre als aus einem vernünftigen, jenen Thorheiten abwendigen Instinkt des Königs hervorgegangen. Wenn nur nicht das Kind mit dem Bade verschüttet worden wäre! Ferner

beklagte er sich über den Mangel an wissenschaftlicher Behandlung des Judenthums, namentlich des dogmatischen Theils, worin ich ihm nur schwach widersprechen konnte, da ich leider die größten Kräfte von dem Formellen absorbirt und dieses Feld den Freibeutern jeder Partei überlassen sehe.

Noch eine andere über Menschen gehende Forderung wird an die Juden hier zu Lande gemacht, über die ich vorgestern mit Streckfuß zusammen gekommen bin. Eine eben eingelaufene neue Denunziation gegen Geiger und die Verhandlungen über das Costüm des Vorsängers gaben ihm zu der Behauptung Anlaß, die innere Uneinigkeit bei den Juden ließe keine bessere Bestrebung aufkommen. Eine Entwickelung verlangen sie ohne Gährung! Ich stellte ihm den inneren Zwiespalt der Staatsreligion dar, obgleich der König der oberste Landesbischof und alle Mächtigen und Regierer auf sie vereidet seien und im Gegensatz das in unendlich viele Gemeinden zerrissene Judenthum und ließ ihn die Geistesmacht bewundern, die bei dieser Zersplitterung eine solche Einheit erzeugen konnte; ja er mußte am Ende zugestehen, daß der Zwiespalt niemals im Dogma, sondern in der religiösen Lebensordnung begründet und daher weit leichter auszugleichen sei. Er hat meinen Freimuth, den ich als die trefflichste Lebensklugheit immer mehr kennen lerne, sehr gut aufgenommen und mir gestern einen Brief voll Freundschaft geschrieben."

Auf diesen Brief liegt Sachs' Antwort vor, die im Folgenden mitgetheilt wird. Man wird mit Erstaunen, aber wie ich hoffe, mit Entzücken, Sachs' Dithyrambe auf Liszt lesen, diesen großen Künstler, der damals überall, wo er erschien, einen in unserer heutigen nüchternen Zeit kaum faßbaren Enthusiasmus erregte.

Aber auch die übrigen Theile des Briefes, welche die jüdischen Interessen näher angehen, sind von außergewöhnlicher Bedeutung. Sie stellen den theologischen Standpunkt des für seine Religion begeisterten Mannes klar und genau dar, in der Einseitigkeit und eifervollen Schärfe, die ihn charakterisirt. Solche Briefe, die eben Bekenntnisse im höchsten Sinne des Wortes sind, müssen gelesen werden, wie sie sind; jeder Commentar dazu ist überflüssig und jede Bemerkung wäre abschwächend.

Briefe wie diese sollen nicht Neuigkeiten mittheilen, obwohl auch das gelegentlich willkommen ist, sie sollen auch nicht blos Bekanntes von neuem Gesichtspunkte aus beleuchten oder geistreiche Einzelbemerkungen bringen, sondern sie sollen Menschen zeigen in ihrer reinen Individualität, selbstständige Denker, die ihr Streben unverhüllt darlegen. Bei solchen Darlegungen muß man erinnert werden an das schöne Goethesche Wort, daß „Mensch gewesen ein Kämpfer sein" heißt; der Freund schreibt dem Freunde keine akademischen Abhandlungen, sondern die spontanen, mitunter elementaren Ausbrüche seiner Liebe und seines Zorns. Auch diese seien hier nicht unterdrückt, damit das ganze bedeutsame Schriftstück unverkürzt bekannt werde. Schon aus Gerechtigkeitsliebe hielt ich mich zur Streichung solcher Stellen nicht für befugt. Sie wenden sich

gegen die jüdischen Reformer, unter denen mein Vater eine Hauptstelle einnahm, und sind mitunter dazu bestimmt, ihn direkt zu treffen. Freilich ist der Name meines Vaters in den mir vorliegenden Abschriften fast niemals genannt; aber daß grade seine Ansichten den zornigen Eifer Sachs' hervorriefen, wird auch ohne Namensnennung klar.

Sachs an Veit. 17. März 1840.

Mein theurer Freund! Was hatte ich Alles zu sagen, als ich Ihren lieben herzigen Brief gelesen hatte! Ich war ganz und gar eine Antwort und jetzt ist das Alles verflogen! So viele Stunden und Tage und Eindrücke sind über mich hingerollt, und ich und Alles in mir erscheint mir so träge und leblos im Vergleiche mit dem Sieden und Rauschen und Brodeln — seltsames, aber doch bezeichnendes Wort! — des frischen unmittelbaren Genusses! Ich kam Donnerstag um halb drei Uhr eben aus Liszt's Concert nach Hause und eine Ahnung ordentlich ließ mich sogleich nach Brief fragen; ich hatte so gewiß auf einen gerechnet! und nun h a t t e ich Ihren Brief! —

Zuerst von Liszt! Ich war ungemein gespannt, und mußte anderthalb Stunden warten, ehe er anfing! denken Sie sich diese Pein! Endlich fing er an! Haben Sie schon einmal einen Musikstrom rauschen hören? wo keine Rede von einem Instrumente als Substrat, keinem Künstler als Producirenden, auch nicht von Melodie als dem Producirten sein kann — sondern ein — ich möchte sagen, unerzeugtes Rauschen, wo man die Augen zumacht, um nichts von den Bedingungen zu wissen, und ein unabhängiges, unbedingtes, ein Mirakel sich zuzumuthen? — Hören Sie Liszt! —

Haben Sie aber schon einmal einzelne musikalische Funken sprühen, kleine Elfen, Genien (nicht wie in Mendelssohn's himmlischer Ouverture zum Sommernachtstraum, die ist blos eine musikalische Paraphrase des Textes! — und das Geisterhafte ist mehr — so zu sagen — onomato-poetisch, das Wort im Ton nachbildend, wie sonst das Wort den Schall nachbildet —) ätherisch, glockenartig tanzen, hüpfen sehen — oder können Sie sich Thautropfen, wie sie in einem Blumenkelche perlen — als Töne denken? — Nein! Woher sollten Sie's auch können? aus dieser verrückten Beschreibung? — Aber Sie werden Liszt hören, und wenigstens einige raison in meinen Unsinn bringen, der diesmal leider so viel Sinn enthält, den nur kein Mensch herausfindet! — Er hat zum Schluß ein ave Maria gespielt, daß mir das Herz stille stand und meine Seele athemlos stille stand und horchte, und auch 1½—2 Thränen, keine sentimentalen — sondern triumphirende — waren — glaub' ich — in meinen Augen. Ich habe anfangs ihn nur bewundert, zum Liebhaben hat er mich erst allmählich g e z w u n g e n, und darum trau' ich meinem Eindrucke.

Wissen Sie? ich möchte ihn einen Friedrich Rückert auf dem Piano forte nennen! Er macht die halsbrechendsten Wortspiele und Reime und die kühnsten Sprachbildungen und Verdrehungen — einen ganzen

Hariri mit allen Künsten und Windungen und Sprüngen; so erschien er mir zuerst, die ungeheuerste Technik, die übermüthigste Despotenherrschaft über das Instrument! Als Dichter, als beseelter und beseelender, der die Form als bloßes Medium des Gehaltes mit großmüthiger Selbstverleugnung zu handhaben wisse und bescheiden sein könne — erst später. Sie werden ihn hören! und Sie müssen nun unausweichlich an mich denken!

Hätte ich Zeit gehabt — ich mußte die Predigt schreiben — und zwar dem Amalek und Haman das Genick brechen, was vorigen Sabbat von 10—11 geschehen ist — indeß nach den letzten Bulletins haben die unverwüstlichen Schurken sich längst erholt und lachen mich aus und sich ins Fäustchen — so hätt' ich ihn besucht. Einer meiner Philister hat gesagt: Liszt spielt nicht zum Herzen! Dem hab' ich mit der Bemerkung gedient: daß hier die Leute mir wie jener Bauer vorkommen, der durch die Brille lesen lernen wollte. Für ihre 2 fl. soll ihnen der Künstler ein Herz in den Leib hineinspielen! Das Wort ist, wie ich höre, herumgewandert und hat in den vornehmen Zirkeln unter den Bewundrern Liszt's Beifall und Zustimmung gefunden. Sed de hoc hactenus!

Ich bin jetzt etwas in Anspruch genommen, da ich außer meinen Stunden in der hebräischen Schule noch die eines erkrankten Lehrers ertheile und mit den Jungen gestern das Buch Richter angefangen. — Hätte ich nur mit meinen Psalmen gewartet! Jetzt, wo ich sie so genau und bis ins Einzelnste eingehend durchmache und erkläre, sehe ich gar Manches, was die inzwischen zahlreich erschienenen Commentare nicht gesehen, und zugleich wie unendlich zurück die Bibel-Exegese auch nur von dem gar nicht hochgesteckten Ziele eines leidlichen Verständnisses ist.

Ehe man nur den alten exegetischen Wust loswird, hat man viel zu thun. Namentlich sehe ich erst jetzt, wie vieles in den nur zu wenig und zu ungeschickt benutzten jüdischen Commentaren liegt, was freilich erst dann nützlich wird, wenn man unabhängig und selbstständig sich sein Urtheil gebildet. Ich habe oft die Commentare angesehen ohne die geringste Förderung. Endlich ergab sich mir eine neue Erklärung und dann erkannte ich in einem einzelnen Worte in einer unscheinbaren Glosse Raschi's, ben Esras, auch des späterem Sforno, — Lehrers Reuchlin's — eine willkommene Bestätigung und doch ist andrerseits nicht zu übersehen, daß es oft mehr ein Instinkt, ein glückliches Tasten war, das die Alten an der einzelnen Stelle das Rechte sehen ließ, als ein klares, einseitiges Eindringen in Geist und Zusammenhang des Stückes. Darin sind sie fast durchaus unzuverlässig.

Ihre Audienz hat mich unendlich interessirt, und was Sie bemerken, ist so wahr, so durchaus aus dem Marke der Sache geschöpft, daß Nichts hinzugefügt werden kann. Halten Sie aber auch dem Minister zu Gute, was unsere Rabbiner, Prediger, Reformatoren, Zwinglis, Luthers, Calvins — bei aller kritischen und anatomischen Geschicklichkeit vergessen oder nicht gelernt — oder

nicht wissen wollen, daß die lebendige Bewegung, das zuckende, pulsirende Leben, sich nicht in Formeln, nicht durch starre Abstraktionen, nicht durch hohle Theoreme bannen, heraufbeschwören oder abtödten lasse. Sie wollen durch chemische Analyse die Bestandtheile des Organismus erkennen, und meinen, durch diese Erkenntniß das Leben erzeugen, nachschaffen zu können.

Wahrhaftig! Lieber alle die Ritual-Codices mit ihren Minutien observiren — als auf eine Formel schwören, wo mir im Augenblicke des Aussprechens das Blut erstarrte, als spräch' ich eine Lüge aus, als widerlegte mein lebendiges organisches Gefühl den nüchternen, vom trockenen Verstande zusammengeleimten Canon! Warum stellen sie sich nicht mit ihren Kräften und Einsichten in medias res? wie eben die Personen und Sachen sind, wie sie dieselben vorfinden? Machen sie's doch alle, als wäre vor ihnen garnichts dagewesen!

Erst neulich sagt' ich in der Predigt: Das ganze Wesen und Treiben im heutigen Israel gehe von dem Satze (Hiob) aus: „Wir sind von gestern und wissen nicht!" Die Geschichte studiren sie als ein Isolirtes, Autoren und Büchertitel eruiren sie mit derselben Aengstlichkeit wie weiland die Mischungsverhältnisse von bosor becholov. Das nennen sie minutiös, aberwitzig! ihre Mikrologie ist die rechte! Giebt es ein Judenthum — und ich bitte mir aus, daß man es nicht in schema jisrael, — wie mir einmal der Hauptmann Burg sagte, dem ich's gern hingehen ließ — verdünne und diesen Extract als die Essenz bezeichne, die seit Jahrtausenden in lebendiger, kräftiger Selbstständigkeit sich zu einer Litteratur, die immens und vielseitig ist, wie nur irgend eine — und zu einer consequenten Lebensansicht sich herausgearbeitet — so tretet in die Spuren ein, die ihr sehet und bildet es mit seinen Kräften weiter fort! gebet den erlahmten Geistern Schwung, den matten Armen Kraft, den erlahmenden Knieen Stärke, beutet den Schoos der Lehre aus, fördert Verborgenes an's Licht, ziehet den Reichthum der Wissenschaft, Bildung hinein und so dem Ganzen neue Säfte zu!

Das Sündenregister alter Rabbiner nützt uns gar nichts — die Phraseologie von der Erstarrung und Verknöcherung auch nicht! Das haltet für euch, dazu seid ihr ja eben, Leben und Geist und Frische in die Leblosigkeit zu bringen! Statt zu beleben — kritisirt ihr, statt zu helfen und zu heilen, erzählt ihr uns eine Geschichte der Krankheit! die muß der Arzt kennen, aber nicht der Patient. Wie der wieder gesundet, glaubt er's euch gern auf's Wort, daß er früher falsch behandelt worden und daß ihr die Aeskulape und Hippokrates seid! Ihr macht es euch zum Geschäfte, hier und dort eine wunde Stelle aufzudecken — warum zeigt ihr nicht auf die gesunden? — ihr suchet die Schwächen heraus — warum nicht lieber die Kraft und die Fülle der vorhandenen Säfte? Ich vermisse an Euch Redlichkeit und Liebe, Liebe, Hingebung, Nachsicht — blind bin ich wahrhaftig auch nicht! — aber es ist eine gute Sache, die in sich stark genug ist, um solche Aftergebilde

zu überwinden und auszuscheiden. Habt ihr für das Interesse, für das ihr stehet, keine Liebe — so lasset es! es wird sich schon selber helfen, und gewiß wird die natürliche Heilkraft des Organismus so viel thun, als die stiefmütterliche Pflege eines abgünstigen Arztes, dem es nicht um den Patienten, sondern um seine Theorie und den Nachweis ihrer Richtigkeit zu thun ist! —

Geben Sie Acht, liebster Veit! ob jemals ein Prophetenwort jetzt in einem anderem Sinne citirt wird, als um irgend einen Beleg für eine Lieblingsmeinung abzugeben! Sie werden als Zeugen für das Negative, Destruktive herbeigeholt — den gewaltigen Ton ihrer lebendigen Glut, ihrer gläubigen, festen, eisernen Zuversicht, den erkennt man ästhetisch wohl an. — Lowth, Herder, Eichhorn haben's gethan, also dürfen wir's nachthun — aber diesen Schwung der Gegenwart geben, die in ihrer Mattherzigkeit ihn wahrhaftig brauchen kann — nein! Das ist mystisch! Was die Herren für einen Dünkel haben! Wenn sie nicht für das reine Wasser der Auf- oder Abklärung sorgen — wäre längst ganz Israel in Finsterniß! — „Dürfen wir lederne Schuhe am Jom Kippur tragen?“ Lebensfrage des Judenthums, erörtert in einer langen Predigt am Versöhnungstage!

„Meine andächtigen Zuhörer! jetzt ist das Jahr 1840. Wir müssen vernünftig sein und wollen Bürger sein! Da dürfen wir durch nichts auffallen! Sehet, Gott will ein reines Herz, einen hausbackenen Verstand! Er kehrt sich nicht daran, ob Eure Füße mit Filz oder Leder beschuhet sind, vielmehr daran, daß sie nach keiner Sünde gehen! Euere Väter waren dumm! O seid klüger und erleuchtet und ziehet sogleich Stiefel an! Sonst seid Ihr Orthodoxe, Fanatiker, Werkheilige, Formgläubige! Dann seid Ihr Mystiker, Finsterlinge, — das r e i n e Judenthum das lautet: Thue Recht und scheue Niemand! Dann braucht Ihr keinen Versöhnungstag! Dann wird der Geist der Erleuchtung um uns und in uns sein! Also mög' es geschehen! Amen! Amen! Amen!“

Ist es ein Wunder, wenn dem aschgrauen Nihilismus einerseits der tolle Hirsch mit seiner Philosophie des Schulchan Aruch, mit seinen Eidauß und Mizwauß in seiner Philosophie des Taschlichmachens entgegeneilt? und Herr Mendel Heß — ebenfalls ein Vertreter der reinen Denkgläubigkeit (was hätte wohl Hegel zu dem sauberen Worte gesagt? dieser schönen Kategorie der neuesten jüdischen Religions-Philosophie?) — breitet in seinem „Israeliten“ die „gesunden Ansichten“, geläuterte Begriffe aus, zu Nutz und Frommen der dummen Juden, zu denen ich z. B. auch gehöre. Herr Heß kennt zwar wahrscheinlich kaum die Bibel, noch weniger Geist und Inhalt der weiteren litterarischen Entwickelung. Indeß — er wirkt praktisch! — O das ist eine saubere Wirthschaft! Wahrhaftig! der Minister hat Recht! — Die Zeloten nennen dies: Wesen Gottes; ich nenne es: geistlos, dumm, närrisch, unnütz!

Doch wozu Ihnen dies? Mündlich müssen wir das erörtern! Ich fürchte, daß ich Ihnen unverständlich bin! Ich habe diese

Gedanken seit 3 Jahren in meinem Kopfe hin- und hergerollt, daß sie mir wie A. B. C. geläufig sind, und ich überspringe gewiß Mittelglieder, die nöthig sind. Immer klarer wird mir Wesen und Kern des Judenthums, immer klarer das Nutzlose und Verkehrte des Treibens, wie es bisher geübt worden, das noch ein gut Theil Voltairescher Säfte, durch Dav. Friedländers Sendschreiben praktisch eingeführt, in sich trägt. Es ist doch halt weiter nichts als: Religion! nun ja, man braucht sie wohl — theils als Mittel zur Bändigung des Pöbels, zum Köder der Dummen und dann, — in gewissen Lagen des Lebens. Der ordentliche Mensch hat sie fix und fertig an sich! Der Kluge weiß, was die Glocke geschlagen! Aber das Volk — das Volk — für das müssen wir sein.

Was thut das Volk? Alle Tage, sagt ein anderer: Ich bin ein Kluger und nimmt mit Theil an den Berathungen. Das Parterre stellt sich auf die Bühne! Wo sind die Schauspieler? Wo das Publikum? Für wen wird gespielt? — Genug davon! Wenn Sie mich nur recht verständen! Geist und Leben, ein höheres ideelles Moment überall zu erkennen, das Erkannte auszusprechen, das Judenthum in seiner Macht und Würde als eine Anleitung zu dieser höheren Fassung des Lebens darzustellen — seine Institutionen als Ausdruck seiner Ideen, seine Geschichte in ihrer belehrenden, erhebenden Macht, die Stimmen seiner Gottesmänner in ihrer tiefgeschöpften, tief ergreifenden Kraft, seine Bedeutung für die Gegenwart, die der Gegenwart für uns — zum Bewußtsein zu bringen, das such' ich, so weit Gott helfen will in mir selber und in den Büchern und Schätzen der Weisheit meines Volkes — der Mattherzigkeit und Ohnmacht, der Knechtschaft unter dem Banne eines materiellen gedankenlosen Treibens den Heroldruf zu andrer höherer Arbeit, zur Nutzung edlerer Kräfte entgegenschallen zu lassen — das ist mein Beruf, und ich hoffe zu Gott, ganz umsonst stehe ich nicht da! —

Die beiden oben S. 36 erwähnten Personen, Hirsch und Heß, verdienen, schon um Mißverständnisse zu zerstören, eine nähere Beleuchtung. Leider fehlen Beide in dem verdienstvollen Sammelwerk, der „Allgemeinen Deutschen Biographie", die doch jedem protestantischen Pfarrer einen oft übergroßen Platz einräumt.

Samuel Hirsch, nicht zu verwechseln mit Samson Raphael Hirsch, dem bekannten Führer der Frankfurter Orthodoxen, zum Unterschiede von diesem oft der Luxemburger Hirsch genannt, geboren 1805, gestorben 1889, war einer der radikalsten jüdischen Reformer, der gerade aus diesem Grunde von Sachs mit einem so wenig schmeichelhaften Epipheton belegt wurde. Er war zuerst Rabbiner in Dessau, dann in Luxemburg, ging später nach Amerika, wo er in Philadelphia und Chicago wirkte. Seine nicht allzu ausgebreitete schriftstellerische Thätigkeit bezog sich auf das von jüdischen Gelehrten sonst wenig gepflegte Gebiet der Religionsphilosophie. Seine in diesen Arbeiten ausgesprochenen Ansichten suchten die Anschauungen des Judenthums mit den Forderungen der Philosophie zu versöhnen und jüdische Eigenthümlichkeiten von dem Standpunkt der allgemeinen Philosophie aus, nicht von innen heraus, historisch-dogmatisch zu erklären. Das große Werk, dessen Plan schon in seine Jugendjahre gehört, und von dem einzelne

Andeutungen und Abschnitte in Zeitungen und Zeitschriften erschienen, sollte den Titel führen: „System der religiösen Anschauung des Judenthums und sein Verhältniß zum Heidenthum und Christenthum und zur absoluten Philosophie". Von diesem Werke wurde jedoch nur der erste Band veröffentlicht: „Die Religionsphilosophie der Juden oder das Prinzip der jüdischen Religionsanschauung." Näheres über sein System siehe bei M. Kayserling „Die jüdische Literatur seit Mendelssohn", im 3. Bande des Werkes von Winter und Wünsche, „Die jüdische Literatur" S. 873 f. Diesem Werke sind auch die übrigen Notizen über Hirsch und Heß entnommen.

Mendel Heß, geboren am 17. März 1807 zu Stadt Lengsfeld, gestorben am 29. September 1877 zu Eisenach, war einer der entschiedensten Vertreter jüdischer Reform-Ideen. Seine Zeitschrift, „Der Israelit des 19. Jahrhunderts", die 1839—48, allerdings in verschiedenen Gestalten und mit nicht eben glänzenden Schicksalen, erschien, war ein scharf, oft geistreich geschriebenes, rücksichtslos vorgehendes Blatt. Heß war kein Gelehrter, wirkte daher nur durch populäre Artikel und durch Predigten; die ihm von Sachs gewordene Verurtheilung verdient er gewiß nicht. Ich weiß, daß mein Vater den kühnen, geistvollen, charakterfesten Mann, mit dessen Radikalismus und Kampfesweise er durchaus nicht immer übereinstimmte, sehr schätzte. Um Sachs' Meinung entschieden hervortreten zu lassen, habe ich auch an diesen Stellen die starke, wenn auch ungerechte Beurtheilung nicht zu mildern gesucht.

Man erkennt aus den bisher mitgetheilten Stücken, daß die Entfernung beider Freunde die freundschaftliche Empfindung stärkte, statt sie zu schwächen und daß gerade das größer werdende Interesse Veits für jüdische Dinge das Mittheilungsbedürfniß mächtig anregte. Dieses aber ließ sich bei ihnen, wie bei stark beschäftigten Männern überhaupt, brieflich nicht völlig befriedigen. Daher kündigte Veit am 6. Juli 1840 dem Freunde seinen Entschluß an, bei Gelegenheit einer Reise über Kösen, wohin er seine Frau zu bringen gedachte, über Weimar und Leipzig, wo er geschäftlich zu thun hatte, ihn in Prag zu besuchen. Dies geschah denn auch in der ersten Hälfte August.

In einem mehrtägigen Zusammensein wurden persönliche und die obschwebenden allgemeinen Angelegenheiten besprochen; die große Innigkeit, die zwischen den Freunden herrschte, kam auch dadurch zum Ausdruck, daß von ihnen nun in der Anrede das trauliche Du gebraucht wurde. Kaum heimgekehrt, schrieb Veit am 23. August 1840:

„Ich schreibe Dir einige flüchtige Zeilen, um Dir noch einmal den Genuß des Glückes auszudrücken, den ich in den kurzen Tagen meines dortigen Aufenthalts empfunden habe; wir haben uns beide ein Capital daran gesammelt, das freilich nicht für allzu lange Zeit ausreicht, aber Gottlob auch noch nicht zu Ende sein wird, wenn uns der Himmel wieder zusammenführt."

Am 7. Juni 1840 war Friedrich Wilhelm III. gestorben. Die Juden Berlins und ganz Preußens hofften unter seinem Nachfolger auf eine neue Zeit, die auch von den Litteraten aller Schattirungen ersehnt wurde. Von diesen Hoffnungen sind auch unsere Briefe erfüllt. Schon in dem ebenangeführten Briefe meldet Veit: „Alles, was der jetzige König bis jetzt gethan hat, zeugt von edlem Willen" und als Zeugniß einer toleranteren Gesinnung führt er an, daß von

20,000 den Armen der Stadt Berlin vermachten Thalern 500 der jüdischen Gemeinde auf ausdrücklichen Befehl des regierenden Königs überwiesen worden sind.

Der Antritt der neuen Regierung brachte auch die Rabbinerangelegenheit wieder in Fluß. Am Huldigungstag mußte in der Synagoge eine Predigt gehalten werden; die Berliner Gemeinde besaß aber keinen Prediger. Veit wäre am meisten dafür gewesen, einen Oberrabbiner zu berufen, der zugleich Prediger wäre; für eine solche Entscheidung waren aber die wenigsten seiner Collegen zu gewinnen. Sachs' Berufung stimmten Einzelne zu; aber um als Rabbiner berufen zu werden, hätte dieser eines Rabbinatszeugnisses bedurft, dessen Nachsuchen er einstweilen entschieden ablehnte.

Von den Einzelheiten dieser Wahl gibt der folgende Brief vom 4. Oktober 1840 Kunde, der zugleich ein allgemeines Stimmungsbild gibt, das noch heute, obgleich jene Zeiten längst vorbei sind, großes Interesse hervorrufen dürfte. — Der in dem Briefe erwähnte alte F. A. Stägemann ist der mit Varnhagen befreundete und durch dessen Publikationen besonders bekannt gewordene hohe Staatsbeamte (1763—1840, gest. am 17. Dezember, also nur 2 Monate nach Absendung unseres Briefes). Er that sich auch als Dichter hervor, z. B. von Schlachtgesängen, die ihm in unsern Briefen den Namen Tyrtäus eintrugen und sein Haus in Berlin war ein Mittelpunkt edler Geselligkeit. (Vgl. Geiger, Berlin, bes. II, S. 470.) Burg, der damals verstorbene Vorsteher, nicht zu verwechseln mit dem Major Meno Burg, von welch letzterem oben die Rede war, war Jacob Moses Burg, geboren Ende Juli 1784, gestorben 11. September 1840. Er war Kaufmann, seit 1827 Ober-Lotterie-Einnehmer, seit dem Jahre 1824 Aeltesten-Stellvertreter und Vorsteher. Zu seinen Verdiensten um die Gemeinde gehörte namentlich seine Thätigkeit in der neubegründeten Armen-Commission. (Diese Notizen verdanke ich Herrn A. Budwig.) Auch Sachs war, wie Veit, von seiner baldigen Berufung nach Berlin so fest überzeugt, daß er, wie er in einem Brief (Anfang Oktober 1840), in dem er freilich dem Freunde vor übermäßigem Drängen und Hasten abräth, erzählte, den Pragern Gemeinde-Vorstehern die Verlängerung seines Contractes auf fernere drei Jahre verweigerte.

Veit an Sachs. Berlin, 4. Oktober 1840.

Mein lieber Freund! Du hast zu predigen, ich auch, aber nicht auf der Kanzel, und das nimmt fast noch mehr Zeit. Juden und Himmel und etwas Gutenberg dazwischen, das war mein Tagewerk. Aber es rührt sich, die Leute haben Muth und Zuversicht, es ist ein neues Leben und man muß das Eisen schmieden, so lang es heiß ist. Soll ich nun wie ein ehrlicher Chronist, vom α beginnen? Ich schicke doch lieber das ω voraus, um deswillen ich diesen Brief bis jetzt verzögert habe. Also — am Dienstag war unser Hirschfeld zurückgekommen, und auf den Donnerstag wurde eine außerordentliche Sitzung angesetzt, und zwar über die Berufung eines Dajan. Ich habe meine Sache vortrefflich eingeleitet, die schiefen Ansichten, die immer noch hier und da auftauchten, gelegentlich gekappt und hatte wirklich eine tabula rasa gemacht, die meinen Samen aufzunehmen, trefflich geeignet war.

Joel Meyer war so von mir, und wohl auch von seinem Bruder endoktrinirt, daß der Antrag von ihm ausging, er hielt eine Rede, in der er, mir zum höchsten Gaudium, meine eignen Gedanken auseinander setzte — was soll ich Dir sagen, sowohl in der Nothwendigkeit, einen dritten Dajan zu wählen, als auch darin, daß Du der homme nécessaire seist, stimmten Alle überein, dieser Theil der Debatte war schnell beendigt und nur die Art und Weise, wie man sich der Behörde gegenüber zu verhalten habe, wurde in Berathung gezogen. Also das erste und somit das wichtigste Stadium wäre durchgemacht, einstimmig, leider aber fehlte dir Eine Stimme, die nun auf ewig verstummt ist — unser Burg, der unermüdliche, der einzig Unersetzliche von uns Allen, ist uns, wie Du schon wissen wirst, durch den Tod entrissen worden.

Die Farbe der folgenden Debatte war durch ein Zwischen-Ereigniß, nämlich dadurch bestimmt worden, daß ein erneuter Befehl zum Ablegen des berühmten Costümes — Mütze und Jacke — gekommen war. Die Sache ist ganz in der Ordnuug, die abschlägliche Antwort der Behörden datirt noch aus den Zeiten des Seeligen, es ist ein Befehl vorhanden, den der Polizei-Präsident in wohlwollender Absicht bisher nicht ausgeführt hatte, aber auf die Länge kann er selbst, wenn von Seiten des Ministerii monirt wird, nicht dagegen ankämpfen, und es wird monirt, weil dies in der Geschäftsordnung begründet ist — wir hätten nunmehr, da alle Instanzen erschöpft waren, an den König gehen müssen, aber dagegen habe ich schon seit langer Zeit protestirt. Die Sache hat als Schiboleth eine relative Wichtigkeit erhalten; darf man dem König zumuthen, daß er sie gleich von dieser Seite auffaßt? Ist nicht vielmehr vorauszusetzen, daß Er, der zu Spott und Witz so geneigt ist, das Ganze von der Seite des Lächerlichen ansehen würde? Und darf er die erste Judensache, die ihm vorkommt, aus diesem Gesichtspunkt betrachten? Also unter zwei Uebeln das geringere, den kurzen Triumph der Schlechten!

Dies Intermezzo hatte die Gesellschaft zur äußersten Vorsicht gestimmt, und ich muß gestehen, daß ich mit dem Ergebniß der Debatte durchaus einverstanden bin. Es ist nämlich beschlossen worden, und zwar in Deinem Interesse, bevor man an die Gemeinde geht (die „27 und 33 Männer"), die nöthigen Schritte bei dem Cultus-Ministerio zu thun. Das betreffende Concept zu einem Schreiben an dasselbe wird bis zum Absenden fertig gehalten, jedoch soll der neue Minister abgewartet werden, der immer noch nicht sein Amt angetreten hat; dies ist eine conditio sine qua non, da mit einem interimistischen Ministerium Angelegenheiten, die eine Aenderung im Princip voraussetzen, nicht verhandelt werden können. Ueber das Maß dessen, was wir beantragen wollen, sind wir noch nicht einverstanden, nur eine Sicherstellung wollen wir gegen etwaige Denunciationen und Berufungen auf die famose

Cabinetsordre vom Jahre 1823 erlangen und auf so gesicherter Basis mit unserm Antrage an die Gemeinde hervortreten. Deine vorläufige Einwilligung wird auf meine Zusicherung vorausgesetzt; dem Ministerium wird noch kein bestimmter Name genannt, Du wirst erst dann genannt, wenn die Sache so gut als in Ordnung ist, und ein bestimmter Antrag an Dich wird erst gestellt werden, wenn man Dir die Bedingungen klar und bestimmt mittheilen kann. Sollte Eichhorn erst zum neuen Jahre antreten, so bleibt die Sache bis dahin liegen, doch hoffe ich nicht, daß der von so Vielen und für so Vieles herbeigewünschte Zeitpunkt so lange sich verzögern wird; aus manchen Deiner Aeußerungen glaube ich aber schließen zu können, daß Dir diese Art, die Sache zu betreiben, ebenfalls am besten zusagen wird.

8. October.

Dieser Brief sollte Dir zum Anbeißen zukommen, zur Zeit, wann die ersten Sterne funkeln, solltest Du ihn erblicken, selber einen Stern, und, will's Gott, einen glückverheißenden! Aber es war mir nicht möglich, ihn zu vollenden und so wirst Du Dich schon in der Laubhütte an den schönen Hoffnungen wärmen müssen, da es ohnedies ziemlich winterlich ist. Nur Eins vergiß nicht, und ich will lieber zur Ungebühr daran erinnern, das Diplom nämlich und verschaffe es Dir bei Zeiten, damit es Dir nicht fehlt, wenn Du es nothwendig brauchst; es ist nicht zu umgehen, und je mehr Du Dich sträuben wirst, es beizubringen, desto mehr Nachdruck giebst Du einer Formalität, die Jedermann dafür anerkennt, aber auch als solche als abgethan und erfüllt voraussetzt.

Im vorigen Monat kamen die Deputirten aus Breslau und Königsberg i. Pr., mit denen während meiner Abwesenheit dieser Zeitpunkt der Conferenz verabredet worden war. Daß Alles, was ich Dir hierüber mittheile, tiefstes Geheimniß ist, brauche ich deshalb nicht ausdrücklich zu bemerken, weil Du dort kaum Gelegenheit und Reiz zum Plaudern haben wirst, aber ich mag es aus Pflichtgefühl doch nicht unterlassen. Es wurde beschlossen, die Gesinnung des Königs zu prüfen und, sobald als irgend möglich mit dem Gesuche um vollständige Ausführung des Edicts vom 11. März 1812, d. h. um völlige Gleichstellung, hervorzutreten; bei weitem die Mehrzahl stimmte für diese Entschiedenheit der Maaßregel, nur ein Einziger wollte laviren und Andre hatten andre Bedenken. Mir wurde die Abfassung der Petition aufgetragen, oder vielmehr: ich habe sie mir ausgebeten, da ich Rubo dieselbe nicht anvertrauen wollte. Keine juristische Ausführung, eine Darstellung wollte ich, die den Zustand der Juden dem Gemüthe des Königs menschlich nahe rückt, die Wirkungen sollen ihm anschaulich werden, die eine allseits gehemmte Kraftentwicklung hervorbringt, das geistige Unglück, die Zerfahrenheit aller derjenigen Lebenswege, die etwas Höheres als das Gewerbe erstreben — das Alles habe ich mit Farben gemalt, die man sonst nicht zu einer amtlichen Denkschrift verwendet,

die ich aber mit Absicht nicht verschmäht habe, weil ich glaube, daß sie ihre Wirkung thun werden. In einer zweiten Sitzung wurde meine Fassung mit Abänderung einiger Details genehmigt und wird mundirt, sobald der neue Minister ernannt ist; denn obgleich die Schrift recht persönlich an den König gerichtet ist, so muß man doch auch darauf gefaßt sein, daß sie dem Minister zum Bericht übergeben wird. — Der gesammte Breslauer und Königsberger Vorstand wird sie mit uns unterzeichnen und so geht dieser Schritt von den Hauptgemeinden der alten Provinzen aus, in denen das Edict seine Geltung hat. Selbst wenn uns Alles abgeschlagen wird, so ist die moralische Wirkung solcher gemeinsam ausgeführten Maaßregel von Bedeutung. Meinst Du nicht auch?

Ich wollte, ich könnte Dir meine Arbeit vorlegen, die mir, unter uns gesagt, gelungen ist: ich habe nichts vergessen, sogar des unwürdigen Gebrauches wird gedacht, den der Staat von der Taufe macht. Freimuth ist in manchen Fällen uns, gewissen Menschen gegenüber, die höchste Klugheit und ich denke mich nicht geirrt zu haben, wenn ich auch diesen Fall darunter zähle. Daß Deputirte hier waren, ist, wie Du denken kannst, kein Geheimniß geblieben; wenn nur unser Beschluß eins bleibt, da hier Alles darauf ankommt zu überraschen und die Stimmung zu erobern. Einem Abendbrot, das der Vorstand seinen Gästen gab, wohnte auch Isac Lyon Goldschmid aus London bei, der eifrigste Verfahrer der Emancipation in England.

Ueber die jüdischen Elementarschulen ist ein Gesetz vorbereitet, über das mir der alte 78jährige Stägemann Mittheilungen machte; nach vielen Phasen des Unsinns und der äußersten Bornirtheit, die es durchlaufen, ist es endlich auf liberale Grundlagen gestellt worden; der Antrag geht sogar dahin, daß der Staat überall, wo die Gemeinde zur Errichtung einer Schule die nöthigen Mittel nicht aufzubringen im Stande ist, Zuschüsse machen soll, eine Verfügung, die, wenn sie in's Leben tritt, das ganze Princip einer tolerirten Religion über den Haufen wirft, da die Elementarschule wesentlich religiöser Natur und nur des confessionellen Unterschiedes halber eine eigne jüdische Elementarschule erforderlich ist. Stägemann forderte mich auf die Gedanken, die ich ihm entwickelte, niederzuschreiben und so entstanden „Bemerkungen über jüdisches Schulwesen", die ich nach einer sorgfältigen Berathung mit Zunz, dem alten Tyrtäus übergab, der diese Sache im Staatsrathe vortragen soll und den jüngeren Räthen gern zeigt, daß er überall gut beschlagen ist. Er hatte schon Werdern aufgetragen, daß ich ja gleich nach meiner Heimkehr ihn besuchen sollte.

Als günstiges Zeichen hast Du wohl schon erfahren, daß die Aeltesten der Judenschaft mit dem Magistrat und den Stadtverordneten den König bei seinem Einzuge zu empfangen eingeladen worden waren; wir standen in dem amtlichen Programm aufgeführt. Und während uns eine gesetzliche Fiction die Rechte einer Corporation

abstreitet, werden wir den Vertretern der Stadt, den Aeltesten der Kaufmannschaft und den Deputirten der Geistlichkeit zugesellt, die mit uns auf derselben Tribüne waren, und mit denen wir in feierlichem Zuge dem Wagen des Königs folgten. — Zur Huldigung gründen wir ein neues Hospital, d. h. ein neues Haus für die Alter-Versorgungs-Anstalt; ich bin zu diesem Behufe mit J. Meyer in der Stadt umhergefahren und habe zu Unterzeichnungen aufgefordert; wir haben bis jetzt schon nahe an 10,000 Thaler zusammen und sind schon jetzt im Stande, den Plan auszuführen.

Ueber unsre Gutenbergsfeier hast Du wohl in den Zeitungen gelesen; Lehfeldt's Rede in der großen Aula der Universität und mein Toast bei Tische waren ohne Uebertreibung das Beste: ich war einstimmig zur Rede erwählt, habe aber die Ehre abgelehnt, weil ich wußte, daß L., der unendlich viel Schererei mit der Feier gehabt hat, sich schon darauf vorbereitet hatte. Mir war es eine große Genugthuung, daß er gezwungen war, hervorzutreten und ich war doppelt froh, daß ich so lange in Prag geblieben war, da ich sonst dem Comité nicht entgangen wäre.

Zu meinem Schrecken sehe ich, daß ich fast geprahlt habe, aber ich hatte diesmal so viel Stoff und wollte Dir nichts von all' dem Erfreulichen vorenthalten, was sich ereignet hat. Gebe Gott Wachsthum und Gedeihen! Am Gärtner soll's nicht fehlen und bei so viel versagter Thätigkeit danke ich Gott für jede Gelegenheit, die er mir zur Anwendung meiner Kraft giebt, wovon ich immer noch Ueberschuß genug habe zu allerlei Gutem und Schönem, vor Allem aber, Dich Geliebtester, in's Herz zu schließen und Dich festzuhalten auf ewig.

Ein litterarischer Plan Sachs', der in einem mir nicht vorliegenden Briefe erörtert und der ebenso schnell aufgegeben wurde, wie er aufgetaucht war, gab Veit Anlaß zu einem Briefe vom 15. Dezember 1840. Es handelt sich, wie aus der gleich mitzutheilenden Stelle hervorzugehen scheint, um eine beabsichtigte Sammlung von Stellen von (römischen, griechischen) Schriftstellern über Judenthum, die Veit als Freund und Buchhändler gleich entschieden ablehnte.

Veit an Sachs. Berlin, 15. Dezember 1840.

Ich kann in Deinen Plan nicht einstimmen. Bedenke, was ich über die Stellung der jüdischen Wissenschaft gesagt habe und welche Flickarbeit der Gelehrsamkeit willst Du übernehmen. Du! Auch Rappoport's Notizenkram lockt mich nicht. Dieses Geplänkel mit Uebersetzungen und gelehrten Noten ist ein rechter Schaden in unserer Litteratur und verhindert alles gründliche, **sachliche** Wissen, alle Einsicht von der Bewegung der Gedanken im Judenthum. Und noch dazu die durch historische Mittheilungen interessanten Bücher des Philo hast Du Dir erwählt! Laß doch die Geschichtschreiber diese Quellen ausbeuten und in ihrer Weise verarbeiten. Bei Philo, so viel ich von ihm weiß, ist gerade der theologisch-philosophische

Standpunkt interessant und als eigenthümliche Mischung jüdischer Orthodoxie und griechischer Religions-Philosophie ist gerade dieser Standpunkt vom höchsten Interesse für unsere Zeit.

Eine Schrift über Philo, eine Darstellung seines Lebens und seines Philosophirens mit passenden Auszügen aus seinen Schriften wäre ein höchst verdienstliches Buch und gerade dasjenige, was von dieser Gestalt in Mark und Leben der Gegenwart eindringen kann, wofür ich Dir sehr dankbar sein würde. Aber eine so planlos unternommene Uebersetzung einiger Stücke, die nichts aufklären und erhellen, will mir nicht in den Sinn; auch nicht das gelehrte Feuerwerk, das überallhin Funken streut und weder Uebersichten giebt, noch einen einzelnen Punkt beleuchtet. Männer, wie Du, müssen gar keine litterarische Arbeit machen, in denen ein Andrer zuvorkommen kann; es kann ein Andrer über Philo schreiben, aber nicht wie Du, es können zehn Predigtsammlungen erscheinen, aber Keiner predigt wie Du, übersetzen aber können freilich Andre auch.

Warum willst Du nicht unsrer Verabredung treu bleiben und die besten Deiner Predigten herausgeben? Das wäre für mich — nämlich in Deiner Stelle — eine wahre Lust, so eine gelungene Predigt stilistisch zum Drucke zurechtzumachen, denn in Beziehung auf Schärfe und Schönheit der Form wäre, sollte ich meinen, noch mancherlei zu thun. Das giebt ein Stück jüdisches Leben, das ist eine freie Schöpfung in vorhandenen Stoffen, das belehrt und regt an, das bist Du selbst und nicht Dein Wissen und Deine Grammatik.

Oder wäre gar irgend ein Gelehrtendünkel in Deine Seele gekommen, als ob es unanständig sei, mit Predigten aufzutreten? Definitive Bücher sind es freilich nicht, sondern ihrer Natur nach Fragmente, Aphorismen, aber so lange keine den Inhalt des Judenthums umfassende Werke vorhanden sind, die man dem gebildeten Publikum geben kann, müssen wir uns mit Fragmenten begnügen. Vielleicht gelingt es Dir selbst einmal, ein größeres Ganze daraus zu machen, das gewiß besser aus solchen selbsterlebten Erregungen des inneren Menschen als aus bloßen Studien und Reflexionen erbaut wird. Jedenfalls wird es epochemachend, auch für Dein Predigen sein, wenn Du einmal einen Band der Oeffentlichkeit übergeben hast. Nur die Hand an's Werk und ohne Bedenklichkeiten über Censur und dergl. Flausen; vielleicht druckst Du schon mit Preußischem Imprimitur!

Der folgende Brief Veits' an Sachs vom 11. April 1841 verdient trotz seiner Ausführlichkeit eine wörtliche Wiedergabe, weil er von hervorragender Bedeutung für die Kennzeichnung der damals herrschenden Hoffnungen und Befürchtungen ist. Zugleich ist er von Wichtigkeit, weil er als der erste Keim des Werkes zu betrachten ist, das Sachs' Namen in den weitesten Kreisen bekannt machte, nämlich der erst 1855/56 erschienenen „Festgebete der Israeliten." Ueber den hier erwähnten Culturverein vergl. die Notizen in Geiger, Geschichte der Juden in Berlin I., 191, II, 260.

Veit an Sachs. Berlin, 11. April 1841.

An eine völlige Gleichstellung der Juden ist, wenn ich Augen zum Sehen habe, weniger als jemals zu denken. Der König ist kein rosche, wie der vorige es war, aber er glaubt an das Idol des „christlichen Staates". Während Friedrich Wilhelm III. die Juden seiner Jugend nicht vergessen konnte, ist der gegenwärtige mit den bürgerlich Gleichgestellten aufgewachsen: Das Edict vom 11. März 1812, das Jener gewiß immer nur als einen Gnadenakt betrachtete, der ihm von Hardenberg abgezwungen worden, ist dem gegenwärtigen eine Voraussetzung und ich glaube, daß die kleinen Quälereien und Vexationen aufhören werden, mit denen man von Zeit zu Zeit die Juden heimgesucht hat, daß die bürgerliche Gleichstellung, wie man das Wort in engerem Sinne zu brauchen anfängt (mit Ausschluß der politischen), in vollem Ernst durchgeführt werden wird, wo sie es bis jetzt noch nicht ist. Auch gebe ich die Hoffnung noch nicht auf, daß die synagogalen Zustände in Ordnung kommen werden, obgleich in dieser Beziehung der erste Schritt noch zu thun ist.

Aber alle Theilnahme an dem öffentlichen Leben des Staates wird den Juden gewiß mit der größten Strenge versagt sein, bis ein Umschwung der Dinge, wie er vor dreißig Jahren stattgefunden, auch diese Schranke sprengt. Vergiß nicht die lexicographische Notiz, die ich Dir vorher mitgetheilt habe; man muß die Redensarten den Jargon der Könige erst interpretiren lernen, ehe man auf ihre Zusagen weitere Schlüsse zu bauen wagt.

Nach diesem Vorworte kann ich einiges Besondere mittheilen, ohne zu fürchten, vorzeitige Freude oder Enttäuschung bei Dir anzuregen. Die Cabinetsordre wegen der Namen der Juden ist nach einem uns gestern zugegangenen Schreiben des Polizei-Präsidii, durch Cabinetsordre des jetzigen Königs vom 20. März zurückgenommen, d. h., sie ist dahin declarirt, daß den Juden nur verboten sein soll, solche Namen zu führen, die „mit christlichen Dogmen oder mit dem Namen des Erlösers zusammenhängen"; als Beispiel für die erste Regel werden angeführt: Baptista, Anastasius, Renatus, Petrus, für die zweite: Christian, Christoph. Mit Ausnahme des Petrus, der ein Schnitzer ist, weil Christus doch erst in einen schon vorhandenen griechischen Namen die symbolische Bedeutung hineingelegt hat, ist dies Verbot ganz in der Ordnung, aber gänzlich unnütz, da nie ein Jude Namen dieser Art geführt hat, die ganze Geschichte läuft komisch genug auf den Peter hinaus, den wir opfern wollen. Man hat sich offenbar gequält, einige Namen aufzufinden, die man verbieten dürfte, um dem vorigen König kein Dementi zu geben, was ich nicht mißbilligen mag; übrigens ist diese Cabinetsordre ohne alle äußere Veranlassung erfolgt, was freilich ein gutes Zeichen ist.

Der Minister Eichhorn hat uns unterm 15. Januar geantwortet, die Eingabe über einen wichtigen Gegenstand unseres religiösen Verhältnisses habe er mit Interesse gelesen, er werde sich berichten

lassen und uns demnächst bescheiden. Aber bis heute ist noch nichts erfolgt, und mit großer Mühe habe ich es durchgesetzt, daß ihm von uns ein Monitorium zugeht. Die Juden dürfen nicht bescheiden sein, kein Papst hält Allocutionen in ihrem Interesse, es ist kein politischer Zwang vorhanden, der ihre Angelegenheit fördert, sie müssen daher selbst den Mund aufthun, auf die Gefahr, daß man sie, wie der Prager Correspondent in der L. A. Z. für zudringlich halte. Dieser Artikel war mir nach einem Briefe des Dr. W., den ich bereits vor längerer Zeit erhalten, ganz unerklärlich, jetzt ist er, wie ich höre, widerrufen und die Sache ist zu Eurer Ehre ausgeglichen.

Dein Brief hat mich sehr gefreut. Eine Auswahl aus den religiösen Gesängen der Juden, zugleich als Zeugniß für ihr inneres Glaubensleben, mit Einleitungen, Anmerkungen, Excursen, ist ein vortrefflicher Plan: vorläufig vielleicht nützlicher und eindringlicher als eine rein dogmatische Arbeit, da einer solchen immer der Vorwurf gemacht werden kann, daß moderne Standpunkte in alte Glaubenssachen hineingetragen worden seien, hier aber in den vielhundertjährigen Documenten zugleich der kirchliche Ausdruck für die Lehre gegeben ist. Wunderschön ist die Probe, die Du mir geschickt hast, bis auf einiges Einzelne vollendet, in der Form, die nicht bloß künstlich, sondern selber tief ergreifend wirkt. Wie rein und menschlich ist das Verhalten der sündigen Seele zu Gott aufgefaßt! Wie ist die Willensfreiheit der Menschen aufrecht erhalten! Aus solcher Gesinnung, das fühlt man heraus, keimt weder Beichte, noch Absolution, noch der Glaube an die bindende und lösende Kraft irgend eines Menschen.

Aber zu abgesonderter Mittheilung halte ich dies einzelne Stück nicht für geeignet; dergleichen muß durch die Masse und die Anordnung wirken, die den Massen Leben und Bedeutung verleiht. Von einer solchen Anordnung und Vergeistigung des Materials, wie Du es geben wirst, nicht von einer Zusammenstellung selbst der gelungensten Proben erwarte ich Erfolg und bin sehr begierig darauf. Mich aber, liebster Freund, rechne ich nicht unter die Zahl der Leser, denen der Autor ein fertiges Buch vorsetzen muß, wenn er seines Erfolges gewiß sein soll, ich verstehe ein halbes Wort und kann im Fragmente das ideelle Ganze genießen. Theile mir also immerhin von Deinen Fragmenten mit, ich werde sie mir schon zurechtrücken. Werder, der inzwischen Deinen Brief erhalten hat, war auch sehr befriedigt. Zunz mag ich nicht Vereinzeltes von Dir mittheilen: er ist zu sehr Meister vom Fach, als daß es sich nicht gebühren sollte, daß man ihm nur das Gestaltete vorlegt, und er hat nicht Naivetät und jugendliche Spannkraft genug, um sich an dem Werdenden zu erfreuen.

Nächstens erhältst Du die Statuten des Cultur-Vereins, dem ich doch beigetreten bin, weil ich hoffe, daß er eine gute Richtung

nehmen wird. Seine erste That wird die sein, eine Preisaufgabe zu stellen. Ich gehörte zu der Commission, die dem Vorstand sechs Aufgaben zur Auswahl einer einzigen vorzulegen verpflichtet ist. Wir haben bei dieser Gelegenheit gesehen, welche ungeheure Felder noch brach liegen; bis der Pflug der Wissenschaft darüber hingegangen ist, wird nur das Unkraut der Phrase darauf wuchern, die das wahre Uebel ist. Werder schrieb mir neulich: La vie sans phrase! das sei das Himmelreich. Wir vereinigten uns über folgende Themata: 1. Historische Beleuchtung der Bedeutung des Rabbinats. 2. Die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele im Judenthum, historisch-dogmatisch dargestellt. 3. Die Entwicklung der Messias-Idee. 4. Der Einfluß der Philosophie auf das Judenthum. 5. Die Entstehungsgeschichte des Talmud. 6. Die jüdische Ehe von religiöser und juristischer Seite. — Ich wünschte, daß eins der beiden dogmatischen Themata gewählt würde; mit Monographien dieser Art muß ein sicherer Unterbau gewonnen werden. Die trostloseste Litteratur ist die der populären Religionsbücher, unsern Freund Mayer in Stuttgart eingeschlossen und nur von der Wissenschaft aus kann hier wirksam eingeschritten werden. Und wenn es gelingt, diesen Weg anzubahnen, so hat der Verein etwas geleistet.

Du siehst, wir lassen es uns hier nicht verdrießen. Meine Collegen habe ich glücklich dahin gebracht, daß die schon vor mehreren Jahren begonnenen Arbeiten über die allgemeinen Statuten der Gemeinde wieder aufgenommen worden sind und hoffentlich nunmehr zu Ende geführt, d. h. dem Ministerio des Innern zur Bestätigung werden vorgelegt werden können. Je wahrscheinlicher es wird, daß eine Synagogen-Verfassung im Staatsrath ausgearbeitet wird, desto mehr beharre ich auf unserer Arbeit: ich möchte das Prävenire spielen, damit doch wenigstens ein von Sachverständigen abgefaßter Entwurf vorliege.

Ein sehr wichtiges Capitel über das Rabbinat, liegt auch ganz brach. Hier kommt es darauf an, eine bündige Definition zu geben und die Wirksamkeit des Rabbiners so zu umschreiben, wie sie unserer Zeit angemessen ist, ohne daß man doch gegen das Traditionelle allzusehr verstößt; namentlich ist es wichtig, den Rabbiner nicht zum Priester zu machen, der er nicht ist, eine Stellung, die ihm der Gleichförmigkeit wegen von Seiten des Staates gewiß gegeben wird. Versuche doch einmal, etwas darüber aufzuschreiben, es ist die Pointe der ganzen Arbeit.

Ueber die Wahlart haben wir hergebrachte Normen, die in die neuen Statuten aufzunehmen am rathsamsten sein dürfte; es käme darauf an zu bestimmen: 1. Definition des Rabbinats. 2. Zusammensetzung desselben. 3. Verhältniß der Mitglieder zu einander als eines Collegii. 4. Verhältniß desselben zum Gemeinde-Vorstande und den Repräsentanten der Gemeinde. 5. Zur Gemeinde und zwar a) in Bezug auf Anordnungen in Angelegenheiten des Cultus;

b) Beaufsichtigung des Rituals; c) Entscheidung dahin gehöriger Fragen; d) die Ereignisse der Familie, Beschneidung, Trauung u. s. w.; e) Religionslehre; f) Beaufsichtigung des Schulwesens.

Zu dem vorstehenden Briefe läßt sich aus einem Schreiben von Sachs ein kurzer Commentar geben. Das Schreiben ist allerdings in der mir vorliegenden Abschrift falsch datirt, statt „März 183 " muß es jedenfalls „März 1841" heißen, wie schon aus der gelegentlichen Erwähnung der Damaskusgeschichte klar hervorgeht. In diesem Schreiben nun werden die ersten Proben der Sachsschen Gebete-Uebersetzung mitgetheilt. Die eine ist das am Abend des Versöhnungstag gesungene Lied: „In der Brust, Sündenlust, Ist uns eingeboren", die andre das für den gleichen Tag bestimmte Gedicht: „Dir gehört mein Ahnen, meine Liebe, meine Lust". Es würde zuweit führen, diese Lieder, die in der definitiven Gestalt allgemein bekannt geworden sind, hier in ihrer früheren Fassung mitzutheilen oder einen Vergleich beider Bearbeitungen im Einzelnen anzustellen. Die Bemerkungen jedoch, die Sachs seiner Verdeutschung folgen ließ, mögen hier folgen. Sie beweisen den edlen Zorn des Schreibers und sind jetzt, nach 55 Jahren, leider noch ebenso berechtigt, als damals, da sie niedergeschrieben wurden.

Nachdem Sachs gesagt, daß das letztere Gebet sich im Machsor der portugiesischen Juden befindet, fährt er fort:

Sachs an Veit. März 1841.

„Reiner und schöner, hingebender und rührender kann das Bedürfniß des sündigen, reuvollen Gemüths nach seinem Gotte nicht ausgesprochen werden; erhebender und lichter die Gewißheit ihn wiederzufinden und ihn neu sich zu verbinden, so oft das Herz ihn aufrichtig sucht, in ihrer tröstenden, verklärenden Allmacht nicht gefühlt und gefeiert werden, als es hier geschehen ist. Dem Kenner der religiösen Poesieen der Juden wird Gang und Haltung der Gedanken am wenigsten neu sein; es bewegt sich das Gedicht innerhalb des, dem jüdischen Bewußtsein bekannten Kreises; die Süßigkeit und Lauterkeit der Form, in der so oft und so verschiedenartig Ausgesprochenes, auf seinen einfachsten Ausdruck gebracht, mit fast zwingender, unablehnbarer Wahrheit ans Gemüth geht und es in seinen Wurzeln fasst, wird dem Gleichfühlenden wohl thun, den Fernerstehenden, wenn er sonst poetisch empfänglich ist, nicht gleichgiltig lassen. So betete — nicht Einer — sondern unzählige in Israel, deren größere und kleinere Gebetstücke uns geblieben, und die noch heute dem religiösen Gefühle als Dolmetscher dienen — so fühlte und fühlen noch heute die Glieder jenes Stammes — dem man außer dem „Alles zerfressenden und auflösenden Verstande", der sie zu Speculanten und Handelsleuten so vorzugsweise befähige, Nichts zuzusprechen weiß, als Alles Entwürdigende und Brandmarkende, was ein fühlender Mensch als Beleidigung seines Besten von jeher von sich abgelehnt — dem Pietisten und augenverdrehende Lügner den Segen und das Heil abschneiden, das — wie sie sagen — aus modrigen, feuchten Marterkammern einer sich selbst quälenden,

in ihrer eigenen Kraft gelähmten und gebrochenen Seele wirksamer zu holen sei, als aus dem frischen Quell einer lebendigen Ueberzeugung von der Gnade Gottes und dem Muthe, der eingeborenen Kraft den Unsterblichen zu vertrauen; so betete und betet man zu dem Gotte, den fanatische, sonst Alles vernüchternde, hier bis zur Intoleranz exclusive Rationalisten als einen beschränkten, lokalen Tyrannen voll Haß und Rache und Feindseligkeit abzumalen wissen; so fühlt und empfindet man in dem Volke, das sich das neunzehnte Jahrhundert nicht geschämt hat im Angesichte Europas, das sich Europa nicht geschämt hat im Angesichte des neunzehnten Jahrhunderts anzuklagen, daß es zu seinen religiösen Feierlichkeiten Christenblut brauche, was ein Gelehrter an der Saale bewiesen, was ein Recensent in der Hall. A. L.-Z. vom Juli 1840 mit folgenden Worten wieder aufzunehmen sich erfrecht, daß die Juden doch den Aufsatz des Herrn Train (in Illgens theol. Zeitschrift) lesen möchten, damit die, welche mit wahrhafter Berserkerwuth (! nein! wir sollten wohl mit christlicher Demuth die gräßliche Lüge sammt manchem Anderen ruhig hinnehmen oder den Missions-Anstalten Arbeit und Hände voll zu thun geben!) auch nur über die Möglichkeit des zu Damaskus Geschehen sein sollenden sich ereifern, erfahren, daß allerdings urkundlich bezeugt wird, es seien Christenkinder gefoltert worden! Ob diese Bemerkung im Interesse der rationalistischen oder der pietistischen oder der speculativ-supranaturalistischen Theologie, die an der Saale blüht, aufgenommen ist, wissen wir nicht. — Die Saale hat sich schon öfter — zwar als Musis amica — aber veritati inimica legitimirt.

Es ist unzart, einem kleinen poetischen Gebilde, so lieber und edler Art, eine zürnende Nutzanwendung anzuhängen. Noch aber ist es uns nicht gegönnt worden, ruhig und in die Sache versenkt, unserer wissenschaftlichen Vergangenheit nachgehen zu dürfen und ihre Schätze zur Betrachtung und zum Genusse auszulegen. Die Gegenwart rief Abwehr und Angriff hervor. So wollen wir denn auch, wie die Lügner keine Gelegenheit versäumen, zu lügen, es uns nicht verdrießen lassen, ihnen gebührendermaßen zu dienen — und sie abzufertigen!

Eine Stelle des vorstehenden Briefes verdient eine etwas breitere Ausführung. In der Hallischen Allgemeinen Literatur-Zeitung (Juli 1840) No. 118, 3. Jahrg. findet sich ein Referat über Illgens Zeitschrift für historische Theologie. Dort wird Sp. 313 fg. der Aufsatz J. K. v. Trains (1837 H. 3): „Die wichtigsten Thatsachen aus der Geschichte der Juden zu Regensburg" besprochen. In dieser Besprechung kommt nun folgende Stelle vor: „Möchte dieser Aufsatz auch in unseren Tagen recht genau von denjenigen Juden gelesen werden, welche mit einer wahren Berserkerwuth bei den bekannten Vorfällen in Damaskus selbst die Möglichkeit einer auf den Juden haftenden Schuld wegstreiten wollen. Sie würden entdecken, daß einerseits allerdings die Söhne Abrahams im Mittelalter arg gehudelt wurden, daß aber eben so gewiß und hier urkundlich bezeugt ist,

wie allerdings öfter in der Charwoche Christenkinder von den Juden aufgefangen und unter schrecklichen Martern zu Tode gepeinigt wurden.“ — Charakteristisch ist, daß Trains Aufsatz in Illgens Zeitschrift unmittelbar nach einer Studie von Saalschütz steht, die in einem der nächsten Hefte fortgesetzt wird. Die betreffende Recension ist Dl. unterzeichnet. Schon diese unliebsame Nachbarschaft gab Saalschütz Veranlassung in der genannten Zeitschrift für historische Theologie, Bd. 11 (1840) 4. Sp., S. 139—152 einen Aufsatz zu veröffentlichen: „Bemerkungen über zwei in Trains Geschichte der Juden in Regensburg erzählten Vorfälle, den angeblich von Juden begangenen Mord christlicher Kinder betreffend“. Saalschütz stellt aus den allgemeinen Vorschriften fest, daß ein Ritualmord seitens der Juden unmöglich sei und daß die von Juden selbst herrührenden Geständnisse nur durch die Folter erpreßt seien. In einem kurzen Schlußwort erklärt sich auch der Herausgeber durchaus gegen die Annahme einer Vorschrift des Ritualmordes, meint aber doch, „man könne nicht jeden erzählten Fall dieser Art geradezu ableugnen“. — Auf diese Erklärung folgt gleichfalls vom Herausgeber, das. S. 153—179 ein Bericht über „Die Judenverfolgung zu Damaskus im Jahre 1840 nebst Angabe der darüber erschienenen Schriften“, dessen Gesinnung aus nachfolgendem Schlußwort hervorgeht: „Bemerkungen zu dieser einfachen treuen Erzählung noch beizufügen, erscheint um so weniger nöthig, je mehr es jedem unbefangenen Leser einleuchtend wird, wie und auf welcher Seite man die heiligen Gesetze der Wahrheit, Menschlichkeit und Gerechtigkeit beobachtet oder verletzt hat.“

Auf den zuletzt mitgetheilten Brief antwortete Veit am 30. April 1841 (von dem Brief ist freilich nur ein Stück erhalten), anknüpfend an einen Besuch von Sachs' Frau in Berlin. Auch des Sohnes, Theodor, von dem noch die Rede sein muß, wird in sehr lobender Weise gedacht. Hauptsächlich gedachte Veit in dem Briefe eines Privatschreibens Frankels an Muhr, in dem Ersterer bei event. Entgegenkommen des Ministeriums seine Geneigtheit erklärte, als Oberrabbiner nach Berlin zu kommen. Er stellte es aber für sehr zweifelhaft hin, ob er dem Freunde, falls dieser nun als zweiter berufen würde, rathen könnte, einem solchen Rufe zu folgen.

Der folgende Brief Veits, in verschiedenen Absätzen geschrieben (1.—21. August 1841), enthält mancherlei Persönliches, z. B. die Befürchtung, die sich erfreulicherweise nicht bewahrheitete, Sachs werde in Folge eines Fußleidens hinken müssen, ganz kurze Erwähnung von Büchern, die durch Sachs empfohlen und von Veit gelesen waren, z. B. F. W. Riemer, Mittheilungen über Goethe und L. Feuerbach: „Wesen des Christenthums“, beide 1841 erschienen. Die Nennung des letzten Buchs — denn zu einer Besprechung kommt es nicht — begleitet Veit mit der Bemerkung, er habe das Buch „durch einen Freund erhalten, Herrn v. Bakunin, einen Russen, der in Berlin Philosophie studirt hat, einen der nobelsten und genialsten Menschen, die mir jemals vorgekommen sind.“ Der übrige Theil des Briefes legt Zeugniß ab von Müdigkeit und Verstimmung über die allgemeinen und speciell Berliner jüdischen Verhältnisse. Veit theilte mit, daß „Denunziationen der sog. Frommen gegen uns in Gang gebracht werden“, daß man (im Vorstand) sich im Allgemeinen zu der Ansicht neige, einen Oberrabiner und einen Prediger zu wählen. Zum letzteren sei Sachs, zum ersteren, da man an Frankels Geneigtheit nicht mehr glaube, noch kein Bestimmter in Aussicht genommen: man spreche von Holdheim in Schwerin, Romann in Cassel, Ullmann in Crefeld.

Doch war, wie Veit bald zu berichten hatte, seine Annahme unrichtig: Frankel erklärte sich in Folge einer Besprechung mit dem an ihn gesandten Muhr zur Annahme bereit. Ueber dessen Wahl und schließlich doch erfolgte Ablehnung des Oberrabbinats enthalten die Briefe außerordentlich zahlreiche Mittheilungen, die aber zu dem von früher her Bekannten nichts Neues bringen. Nur ergiebt sich aus unsern Briefen, was man aus den ehedem bekanntesten Aktenstücken nicht völlig entnehmen konnte, daß Veit überhaupt ein Gegner von Frankel's Berufung war; nur die Gegnerschaft gegen einzelne seiner Bedingungen war bisher bekannt. Ein Ferneres ist, daß Veit nunmehr die Berufung von Sachs neben Frankel wünschte, daß er ein friedliches Zusammenwirken beider für möglich hielt und die beiden Genannten nebst Lebrecht und Zunz für geeignet und ausreichend zur Begründung und Erhaltung eines Rabbinerseminars hielt: „es fehlte, denke ich, nur noch ein Zimmer, um die gewünschte Fakultät zu konstituiren“.

Uebrigens soll nicht geleugnet werden, daß Sachs mit dieser Wendung der Dinge nicht einverstanden war (dies setzte er in seinem ausführlichen Briefe vom 27. Oktober 1841 auseinander) und daß Veit Mühe hatte, in einem nicht minder großen Briefe (1. November 1841) den Freund von der Richtigkeit seiner Handlungsweise zu überzeugen. Das wäre kaum nöthig gewesen, denn Sachs war im Dezember 1841 in Berlin. Unmittelbar für die Rabbinerwahl bedeutete diese Reise nichts, denn Sachs wollte nicht als Candidat kommen, aber mittelbar wirkte sie viel. Besonders aber diente sie dazu, die alte Freundschaft neu zu festigen. Von dem Eindruck seines Berliner Aufenthaltes schrieb Sachs am 28. Dezember 1841 Folgendes:

Sachs an Veit. 28. Dezbr. 1841.

„Erst heute komme ich zu Dir, und habe Dir eigentlich Nichts zu schreiben! Soll ich Dir sagen, wie wohl mir war bei Dir und mit Werder? Ich kann's nicht — hoffentlich brauch' ich auch es nicht auszusprechen. Wüßtest Du es nicht, so wär' es unter meiner Würde, es Dir zu sagen! Ich bin nun wieder hier, am Hungertuche nagend. Freitag, Samstag und Sonntag war mir, als hätte die Reise mich verwandelt, mir das Heimische in rosigerem Lichte zugeführt. Seit gestern bin ich wieder orientirt, und es ist Alles beim Alten! — Das sage ich Dir, damit Du den Wunsch, bald einen Brief zu empfangen, natürlich findest und gewährst. Ich kann noch nicht schreiben, weil ich innerlich noch zu unstät bin, es mir auszureden habe, daß die Reise — die so lange — wie sehnlich! herbeigebetete, nicht mehr vor mir liegt, sondern bereits zu den gewesenen Dingen gehört! — weil ich so frostig und ausgekühlt mir vorkomme, wie wenn man aus wohnlich warmem Zimmer in feuchte Nachtluft tritt. Das gilt übrigens keineswegs Berlin im Ganzen, sondern Euch! Dir und Deiner Frau und Werder! — Schelling ist es nicht, das kannst Du glauben! Von dem ist mir eingefallen, da er auf dem Katheder nicht lehrt, nicht wie ein Philosoph — philosophirt — sondern Fertiges dictirt, so ist er — ein Dictator der Philosophie, und das soll und will er wohl sein. Dictatoren wurden erwählt, wenn der Staat in Gefahr war.

Videant Consules, ne quid detrimenti respublica capiat. So hat wohl in seinem Berufungsdekrete gestanden! Zweitens kommt er mir vor, wie Epimenides, der hat erstens lange geschlafen, und dann ist er berufen worden, Athen von dem αγος zu sühnen. Er soll die Metropole des rex christianissimus sühnen von der schweren Schuld, die die Kritik und Philosophie auf sie gelastet. Ist er noch immerfort so klar, wie er Manchem vorgekommen? Dann hat er bald gesiegt! —

Dr. Frankel hat mir sein Buch mit freundlichem Brief geschickt Es scheint fleißig und gründlich gearbeitet, wird aber in dem kleinen Kreise der Zünftigen nur als ein Hilfsmittel bleiben. So scheint es mir — entre nous!! —

Meine Bürgerrecht-Angelegenheit habe ich der Regierung zu Liegnitz vorgelegt. Wenn sie ans Ministerium geht, werde ich Dir's anzeigen und Deine Mitwirkung erbitten. — Ueber Deinen Aufsatz wegen der jüdischen Verbrechen, sowie über die Kinderwartanstalten schreibe mir ja und ja! Noch muß ich Dir dankend den wohlthuenden Eindruck bezeugen, den Dein Wiederkommen mit Deinen Collegen bei meiner Abreise auf mich hervorgebracht. Empfiehl mich ihnen Allen angelegentlichst und danke ihnen meines Namens für die ehrenvolle Freundlichkeit.

Wo hält Werder's Columbus? Auf den Brief, der nach seiner Aufführung von ihm oder Dir mir wird, bin ich gespannt, wie auf eine mich betreffende Entscheidung. Es soll mir ein Zeichen der Zeit sein, ob Alles in Cliquen und Coterieen sich absperrt, oder noch Freiheit und Unbefangenheit vorhanden, und diese kompact genug, um jene niederzuhalten. Grüße ihn! Ich kann ihm diesmal nicht schreiben, und er wird wohl eine freundliche Empfehlung an Herrn Seydelmann übernehmen, dessen Güte mir den Doppelgenuß verschafft hat, ihn und durch ihn ein herrliches Werk zu hören."

Zur Erklärung des vorstehenden Briefes braucht nur daran erinnert zu werden, daß der bekannte Philosoph Schelling von Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen worden war und durch seine ersten Vorlesungen ungeheueres Aufsehen machte. — Das Buch Frankels war: „Die Eidesleistung der Juden in theologischer und historischer Beziehung", Dresden und Leipzig 1840. Endlich das Drama: Werders Columbus, für das sich der gleichfalls genannte, berühmte Schauspieler Seydelmann lebhaft interessirte. Es erlebte noch am Anfang der vierziger Jahre einige Aufführungen. Dann wurde es von dem Autor, der sich mit seinem Werke gar nicht genug thun konnte, nochmals einer Bearbeitung unterzogen und erschien erst 1858 im Veit'schen Verlage. Veit war für dies Lebenswerk des Freundes, das auch er ungemein hochstellte, literarisch thätig; aber seine Würdigungen und Vertheidigungen waren ebensowenig wie spätere Wiederbelebungsversuche im Stande, dem dichterisch bedeutsamen, aber zu langen, ermüdenden und undramatischen Werke das gewünschte Bühnendasein zu verschaffen. Daß auch Sachs zu dem Freundeskreise gehörte, der sich für jene Dichtung bemühte und Hoffnung auf sie setzte, war unbekannt.

Die gehobene Stimmung, die Sachs nach seiner Rückkehr von der Berliner Reise erfüllte und die auch in dem vorstehenden Briefe ihren Ausdruck fand, mußte naturgemäß einen Rückschlag erleiden. Naturgemäß — denn in solcher hochgespannten Empfindung erwartet man gerade von denen, die zur Steigerung der Empfindung beigetragen haben, mehr als sie zu leisten vermögen und ist andererseits doppelt erregt gegen die Widerwärtigkeiten des täglichen Lebens. Das war auch bei Sachs der Fall. Seine Prager Einsamkeit ertrug er nun doppelt schwer; mit nervöser Ungeduld erwartete er Briefe aus Berlin und wurde ärgerlich, als sie nicht eintrafen. Von dieser Empfindlichkeit, die eben nur eine Wirkung zu hoch gesteigerter Empfindung war, gab ein Brief vom 13. März 1842 Zeugniß, doch würde es Unrecht sein, diese Aeußerungen einer schnell vorübergehenden Verstimmung durch den Druck zu verewigen.

Aber andere Stellen desselben Briefes verdienen theils eine Erwähnung, theils unverkürzte Mittheilung. Erwähnt muß werden, daß Sachs' Bemühungen um Erlangung des preußischen Bürgerrechts, von denen schon in früheren Briefen die Rede war, nach einer Mittheilung unseres Briefes, von der Liegnitzer Regierung abgeschlagen wurde, weil Sachs ein Amt im Auslande bekleide. Die folgende Stelle muß wörtlich mitgetheilt werden:

Sachs an Veit. Prag, 13. März 1842.

„Wegen der Sammlung von Poesieen habe ich Dir geschrieben. Sie ist nicht liegen geblieben, ich habe manche schöne hinzufügen können. Eine neue Quelle hab' ich mir eröffnet durch Correspondenz mit Luzzatto in Padua, die mich zwingt, hebräisch zu schreiben, was ich gern thue und mir zu den seltensten trefflichsten Ineditis verhilft. Der gelehrte, äußerst dienstfertige Mann besitzt Schätze von Manuscripten, namentlich den Koryphäen Jehuda Halevi und Mose b. Esra und außerdem eine Masse von weltlichen und religiösen Poesieen. Er nimmt an der Arbeit lebhaftes Interesse und hat mir einige göttliche Sachen bereits eingesandt, zu Allem, was ich verlange, sich bereit erklärt, so daß ich hoffen darf, außer dem Reichthum und der Mannigfaltigkeit poetischer Gebilde, die der Sammlung selbst höheren Werth verleiht und das religiöse Leben in seiner eigenthümlichen Entfaltung zu charakterisiren so wesentlich beiträgt, auch der jüdischen Literaturgeschichte einen werthvollen Beitrag zu bieten und ihr durch Veröffentlichung von Anecdotis einen Dienst zu leisten. Von den Einleitungen ist Manches inzwischen niedergeschrieben worden, ich wäre weiter, wenn nicht das Gefühl der Einsamkeit und Abgerissenheit, das mir „jede Freude von der Lippe wegzehrt", die Lustmomente frischen, freudigen Genusses meiner selbst mir so selten gönnte! Und doch ist einmal eine solche Stunde da — es vergehn Wochen und eine solche innere, wolkenlose, azurne Minute ist nicht zu gewinnen! — so rollt's nur so fort und es ist, als würde Alles gesegnet und von dem schweren Banne frei, der Alles in mir bindet."

Dem Briefe, der dann bewegliche Bitten um einen Brief enthält, fügte Sachs als neue Uebersetzungsprobe 5 kleine Gedichte Jehuda ha Levis bei, deren erstes lautet:

O Gott! wo find ich Dich?
Der tief verhüllt, erhaben wohnt?
Und wo nicht find ich Dich,
Der überall im Glanze thront?

Der Uebersetzung fügte er dann folgende Erläuterung hinzu:

„Das ist nach dem Original, das mir Luzzatto mitgetheilt. Nun ist die Süßigkeit und Anspruchslosigkeit des Hebräischen unnachahmlich, dafür aber hat die Uebersetzung Klarheit und Bestimmtheit der im Hebräischen oft schwankenden Gedanken, Lineamente und Umrisse voraus und sie ist treu und genau. Das hab' ich noch immer empfunden und ich kann es mir nicht als Mangel anrechnen, da ich nun einige Vertrautheit mit der Art des Uebersetzens gewonnen, daß das Schwankende, Hin- und Herrückende der Aussprache, die so leicht und natürlich so fließend und ungesucht in naiven Worten, in glücklichen Bibel-Hemistichen einen Reiz, der zauberisch genannt werden darf, besitzt, als erstes Opfer der Uebersetzung fällt. Dafür aber ist das Hebräische meist auf die Gesammtwirkung der Massen berechnet, daher der Gedanke oft nebelhaft, unklar, der vielfachsten Deutung fähig ist. Wir müssen aber auch jede Zeile verstehen können! Zumal die Kürze des Hebräischen, wo ein Buchstabe am Ende und Anfang soviel ist, wie im Deutschen viele Worte!"

Hatte in den zuletzt resumirten Briefen die Rabbinerwahl und Sachs' literarische Arbeit im Vordergrunde gestanden, so begannen nun die allgemeinen Judenangelegenheiten das Interesse der Correspondenten völlig in Anspruch zu nehmen. Ein großer Brief Veits (9./10. Mai 1842) behandelt diese fast ausschließlich und gibt vornehmlich Rechenschaft von einer Audienz, die Veit in dieser Angelegenheit bei dem Minister Eichhorn hatte. Dieser Bericht lautet:

Veit an Sachs. 9. 10. Mai 1842.

„Nach 2½ stündigem Antichambriren habe ich endlich Se. Excellenz gesprochen. Der Fall ist merkwürdig und für die Art, wie man hier regiert, höchst charakteristisch. Die Sache kennst Du: die bösen Zahlen in den Kamptzschen Jahrbüchern, aus denen sich eine Ueberzahl der Verbrechen auf Seiten der jüdischen Einwohner des Preußischen Staates ergeben soll, waren zur Sprache gekommen. Und zwar ist vor Kurzem ein Rescript des Cultusministers an sämmtliche Regierungen ergangen, das in Beziehung auf jüdisches Schulwesen einige schüchterne Fortschritte enthält. Aber im Eingang zu diesem Rescript wird geradezu behauptet, daß die Erfahrung, die Juden begingen mehr Verbrechen als die übrigen Einwohner des Preußischen Staates, die nächste Veranlassung zu dieser ministeriellen Maaßregel sei.

Ein Knäuel von Sophisterei und Lüge! Denn der erste Anlaß zur Organisirung des jüdischen Schulwesens liegt in dem seit dreißig Jahren auf dem Papiere stehenden § 39 des Edicts

vom 11. März 1812; es ist hiernach die Pflicht des Ministers, das Kirchen- und Schulwesen der Juden zu reguliren, und wenn selbst jene Thatsache begründet wäre, so müßte noch untersucht werden, ob nicht eben die bisherige Vernachlässigung der Schule und des Religions-Unterrichts die alleinige Schuld trage. Endlich aber ist jenes Rescript das Ergebniß von Unterhandlungen, die seit länger als 20 Jahren schweben. Durch den alten Stägemann kenne ich die ganze Geschichte jener Verhandlungen und habe ihm selber, da er Referent im Staatsrath war, ein Gutachten darüber eingereicht, das er mir ausdrücklich abgefordert hatte. Es ist also pure Jesuiterei, wenn gegenwärtig eine angebliche Thatsache zu Grunde gelegt wird, die funkelnagelneu ist und an die man früher gar nicht gedacht hatte.

Daß die Sache selbst ein grober Irrthum ist, habe ich Dir schon einmal auseinander gesetzt. Die Verbrechen werden nach fünf Rubriken abgetheilt: a) kriminalische, b) fiskalische, c) polizeiliche, d) Holzdiebstähle, e) Jagd- und andere Contraventionen. Auf der Tabelle, wo die Sonderung nach den Confessionen geschieht, werden nur die Rubriken sub a. b. c. aufgeführt, und die beiden letzten sub d. e. gänzlich fortgelassen. Diese beiden, an denen die Juden wahrscheinlich gar keinen Antheil haben, betragen in Summa noch einmal so viel, als die Summe der Verbrechen der 3 ersten Kategorien, so daß sich das rein numerische Verhältniß zu Gunsten der Juden stellt. Aber ich gebe hierauf so wenig als auf das entgegengesetzte Resultat.

Wie ungerecht es aber ist, jene beiden Arten von Verbrechen auszulassen, ergiebt folgende einfache Betrachtung. Die Juden sind eine städtische Bevölkerung, lediglich auf Handel und Handwerk angewiesen. Der Reiz zum Verbrechen liegt aber im Lebensberuf, es kann daher nur Gleichartiges mit Gleichartigem verglichen werden. Ich bin begierig, ob 1000 christliche Kaufleute, Krämer, Hausirer, Handwerker gegen 1000 Juden im Vortheil sein werden. Der Holzdiebstahl aber und die damit zusammenhängenden Verbrechen sind, für die Verhältnisse des Landes, das Analogon des kleinen Diebstahls und Betrugs der Städte; wer in der Stadt einen silbernen Löffel stiehlt, um sich Holz dafür zu kaufen, weil ihn friert, macht sich's auf dem Lande bequem, er stiehlt das Holz, das einem Andern gehört.

Solche Betrachtungen liegen so nahe, daß kein Mensch sie angestellt hat; und auch viele andere hat man übersehen. Man zählt Verbrechen, statt sie zu wägen: Mord = einen kleinen Diebstahl = 1; man führt endlich nur die Untersuchungen statt der Verurtheilungen auf, nur die Verbrechen ohne Rücksicht auf die Verbrecher. Denn in letzterer Beziehung würde ja, wenn immer dieselben Personen die Verbrechen begehen, der ganze übrige Theil der Bevölkerung frei ausgehen, und verhältnißmäßig so fort. Wenn man daher bestimmen will, wie weit die sittliche Pest die Massen ergriffen hat, so muß man allerdings

auch auf die Personen Rücksicht nehmen, welche die Verbrechen begehen und da die Mehrzahl der jüdischen Verbrechen mit dem Kleinhandel zusammenhängt, so vermuthe ich, daß auch diese Untersuchung zu Gunsten der Juden ausfallen würde: ebenso ist es ja möglich, daß das Verhältniß der Freigesprochenen zu den Verurtheilten größer ist, als bei den Uebrigen und zwar ebenfalls wegen der Verbindung mit Kramhandel und Hausiren. Bei Betrug und Diebstahl macht die öffentliche Meinung den Ankläger, auf Jahrmärkten und Messen werden ganze Gesellschaften, vielleicht sämmtliche Juden im Orte festgenommen und ein Theil nachher freigesprochen.

Gegen alle diese lebendige Anschauung von Welt und Menschen war nichts geltend gemacht als eine todte Zahl, die noch dazu aus einer fehlerhaften Zusammenstellung gewonnen ist. Das nennen sie regieren! Dem seeligen König war jene Zahl aufgefallen, er forderte Bericht über die Ursachen der unverhältnißmäßigen Verbrechen unter den Juden, der Minister schreibt an alle Gerichte, keinem einzigen fällt es ein, die Thatsache zu untersuchen, auf welche jene Frage beruht, jeder berichtet und sucht Erklärungsgründe, gute Gründe, wie sie der alte Hegel mit seinem beißendsten Spotte zu verfolgen pflegte, endlich nach vier Jahren ist alles Material zusammen, ein Generalbericht wird daraus formirt und dem König übergeben. Ich habe Ursach zu vermuthen, daß dieser Bericht ungünstig war.

Was ich erwartete, geschah; das Resultat, das man gründlich erforscht zu haben glaubte, weil vier Jahre Tinte und Feder damit verdorben worden war, wurde ein Axiom wie, daß 2 mal 2 vier ist und ging somit auch in das Rescript des Cultus-Ministerium über. Nun galt es zu handeln: Gefahr war im Verzuge, und zwar eine Gefahr, die mir drohender erschien als der Eindruck von dem Morde des Pater Thomas. Hätte es eine Reise nach dem Orient gegolten, man hätte gleich Subscriptionsbogen ausgelegt; endlich brachte ich meine Collegen in's Feuer.

Es wurde zunächst eine Deputation an den Justiz-Minister geschickt. Der erklärte uns rund heraus, die *ganze Sache sei nicht wahr*, mit *Bestimmtheit* habe sich weiter nichts ergeben, als daß die Juden an *schweren* Verbrechen geringeren Antheil haben als die Christen: sonst überwögen hier die Evangelischen, dort die Katholiken, dort die Juden, die letzteren namentlich in den *Grenzkreisen*, was von Zoll-Defraudationen herrühre, und deshalb, fügte er hinzu, wollen wir doch den Stab nicht über einen Menschen brechen. Als ich ihm hierauf mit höchster Indiscretion — aber die Sache gebot mir's — von dem Rescript des Cultus-Ministers erzählte, wurde er sehr ernst und erbot sich, auf Befragen dem Cultus-Minister selbst berichten zu wollen. Offenbar war die Sache zu nochmaliger Untersuchung gekommen und vielleicht hat der Brief dies veranlaßt, den ich, wie Du weißt, an L. geschrieben hatte.

Nun kam es darauf an, dem Druck des Ministerial-Rescripts zuvorzukommen, der mit jedem Tage zu erwarten stand: einmal veröffentlicht, hätte eben ein solches Urtheil nicht so leicht wieder sich aus der öffentlichen Meinung vertilgen lassen. Wir gingen zu Se. Excellenz, die zu unserem höchsten Erstaunen die ganze Sache total leugnete: Zum erstenmal erfahre er davon durch uns, er erschöpfte sich in Gegengründen, in deren Erfindung und Aufsuchung er mir zum Theil zuvorkam, versprach aber doch, die Sache näher zu untersuchen und ließ sich den status causae von uns in die Feder dictiren. Und doch habe ich eine Abschrift jenes Rescripts in Händen, das bereits an alle Regierungen geschickt ist, habe mit dem Concipienten desselben darüber discutirt, namentlich über den streitigen Punkt, habe schon von Trier aus Nachricht darüber erhalten.

Was sagst Du dazu, Prophete? Muth und offene Augen thun uns noth, der Anfang aber oder vielmehr das Abstracte des Muthes ist das alte: de omnibus dubitandum. Ich hoffe, dieser Unsinn ist beseitigt, man ist zur Besinnung gekommen und schämt sich, es einzugestehen. Hätte ich mich gleichwohl geirrt, was immer möglich ist, so muß die ultimo ratio der Unterdrückten, die Presse, das Wort nehmen, dann lasse ich drucken. Aber ich wünsche, wegen des semper aliquid haeret, die öffentliche Debatte diesmal nicht.

Ueber unseren großen Winterfeldzug schicke ich Dir einige Actenstücke. Du kennst die Petition der drei Gemeinden vom 24. November 1840. Bald nach Deiner Abreise kam die Cabinetsordre vom 13. Dezember 1841. Darauf die Gerüchte wegen einer gleichzeitig vom König an das Staatsministerium erlassenen Cabinetsordre, worin die Gesichtspunkte festgestellt werden, nach denen die Juden zu behandeln seien. Dagegen unsere Denkschrift vom 4. März 1842 und endlich die vor kurzem eingegangene Antwort des Ministers des Innern. Eine zweite Denkschrift (von Rubo) war dem Staats-Ministerio übergeben worden, worauf in diesen Tagen ebenfalls eine Antwort, aber eine nichtssagende erfolgt ist. Deinem Scharfsinn, verehrtester Critiker und Exeget, will ich nicht vorgreifen und möchte gern erfahren, was Du aus dem Ministerialschreiben vom 5. Mai herausgelesen hast.

Die Sache wegen Feststellung eines Modus für die Rabbinerwahl ist noch einmal durch die Instanzen gegangen und liegt seit etwa sechs Wochen im Cabinet des Königs.

In Folge der Cabinetsordre vom Dezember vorigen Jahres hat uns der Minister des Cultus aufgefordert, Vorschläge zu einer Organisirung des Gemeindewesens im Preußischen Staate einzureichen. Die desfallsigen Verhandlungen sind sehr merkwürdig. Rubo hat einen Gesetzentwurf ausgearbeitet, den wir und noch einige andere Gemeindevorstände berathen haben und der in einigen

Wochen eingereicht werden wird. Eine allgemeine Berathung durch Abgeordnete aller größeren Gemeinden ist an der Aengstlichkeit der Excellenz gescheitert. Wenn ich irgend kann, schicke ich Dir eine Copie des Entwurfs, der förmlich in Paragraphen ausgearbeitet und mit den Motiven versehen ist. Es fehlt nur Eine Unterschrift. Geht die Sache, wenn auch nicht so, doch in dieser Weise durch, so ist ein wesentlicher Fortschritt geschehen.

Mit der Denkschrift über die Eidesfähigkeit der Juden in Criminalsachen, zu deren Einreichung uns der Justiz-Minister aufgefordert hat, stehen wir — am Berge. Es fehlt uns eine rabbinische Autorität, um Aeußerungen von — Moses Mendelssohn zu entkräften, die, wie sich ergeben hat, im Archive befindlich sind.

Endlich: Die jüdischen Angelegenheiten werden den Ständen vorgelegt. Ein Circular an die Regierungen ist ergangen, die Berichte derselben unterwegs. Die in Berlin zu versammelnden Ausschüsse der Stände (August, September) werden uns vorarbeiten. Sie haben die Vorbereitung für die Anfang 1843 zu berufenden Provinzial-Stände.

Das beabsichtigte Buch von Sachs, von dem in den früheren Briefen mehrfach die Rede war, beschäftigte Veit auch im folgenden Briefe. Wichtiger dagegen sind in diesem (20. Juli 1842) die Mittheilungen über die Bemühungen bei den Ministern und der Behörde. Der genannte Hoffmann ist der bekannte Berliner Statistiker; „Eichhörnchen" natürlich der Minister Eichhorn. (Theodor ist Sachs' ältester Sohn.) Die Hauptstelle des Briefes ist darum besonders wichtig, weil sie in überraschender Weise mit Anschuldigungen und deren Zurückweisung übereinstimmt, die auch heute noch vorgebracht werden. Zur Sache selbst ist Folgendes zu bemerken:

In den von Kamptz hersg. „Jahrbüchern für die Preußische Gesetzgebung, Rechtswissenschaft und Rechtsverwaltung" Bd. 53—60, 1839—42, findet sich kein Aufsatz, wie der von Veit erwähnte, dagegen Bd. 57, S. 343—566, steht ein General-Bericht des Justiz-Ministers v. Mühler über die Justiz-Verwaltung im Jahre 1839. Dort heißt es S. 490, daß 1836—39 der 83., 80., 83., 84. Angeschuldigte jüdischer Religion gewesen sei (gegen durchschnittlich den 135. evangelischer und den 165. katholischer Confession.) Bei den wirklichen Criminaluntersuchungen waren unter 1000 Einwohnern der 183. Jude (258. Evangelische, 271. Katholik) also 5,39 gegen 3,87 und 3,69; bei den polizeimäßig geführten Untersuchungen unter 1000 der 638. Jude (427. Evangelische, 270. Katholik), d. h. 1,57 gegen 2,34 und 1,30; bei den fiskalischen Untersuchungen unter 1000 der 202. Jude (598. Evangelische, 707. Katholik) also 4,96 gegen 1,67 und 1,42. — Die Summe sämmtlicher jüdischer Angeschuldigten betrug 1838: 1926, im Jahre 1839: 1901, mithin ein Minus von 25; (gegen Evangelische 61 516, dabei ein Plus von 1403, Katholiken 22 177, Plus = 888). — Beiläufig mag bemerkt werden, daß in denselben Jahrbüchern 1842, Bd. 58, S. 401—448, eine längere Mittheilung über Juden-Eide zu finden ist, die Veit auch gelegentlich berührt. Dort stehen S. 411—439 Klein's Berichte nebst Mendelssohns Gutachten, Randbemerkungen und Besserungsvorschlägen aus den Jahren 1782—1784.

Veit an Sachs. 20. Juli 1842.

„Nun über hiesige Ereignisse, wenn auch nur Capitel-Ueberschriften; wie gerne möchte ich aufgeschrieben vor mir haben, was ich in der letzten Zeit erlebt; einem Briefe nach Oestreich kann ich's nicht anvertrauen, aber ich hoffe, daß mein Gedächtniß es fest halten wird, bis ich einmal meine Memoiren schreibe. Das Eichhörnchen ist ein glattes, weiches Thier, hat aber Hörnerchen, wie Dir Dein Theodor weiter specificiren wird. Die Angelegenheit wegen der Criminalstatistik in Bezug auf das Verhältniß der jüdischen zu den christlichen Verbrechern, haben wir weiter verfolgt, die Audienzen bei E. waren Comödien, er ließ sich von uns einen Bericht machen, in welchem ich die Gründe zusammengestellt hatte. Als Honorar für mein Concept knüpfte ich die Bedingung daran, daß der Justizminister Abschrift davon erhalten müsse, damit die Sache nicht bloß zwischen uns und E. spiele. Die Vorsicht belohnte sich: der Justizminister hat in einem Rescript vom 10. Juni — meinem Hochzeitstage — unserer Ansicht beigepflichtet mit den Worten:

> . . . . . und aus dem Inhalt der Denkschrift entnommen, daß Ihre Anführungen zur Erklärung der anscheinend überwiegenden Betheiligung der Juden bei den vorgekommenen Verbrechen größtentheils mit den Ergebnissen übereinstimmen, welche die über diesen Gegenstand durch die Justizbehörden angestellten Prüfungen geliefert haben.

E. hat uns vier Wochen länger warten lassen und uns dann ein Schreiben geschickt, das nicht kalt und nicht warm ist, eine wahre Schülerarbeit jesuitischer Dialektik und Intrigue. Einige Tage darauf erschien der zweite Artikel von Hoffmann in der Staats-Zeitung Nr. 194, 195, lediglich von E. veranlaßt, um diese Sache zu besprechen. Zugleich benutzt E. die gute Gelegenheit, mir zu entgegnen, da ich gegen seinen Aufsatz in Nr. 141 und 142 der St.-Ztg. geschrieben hatte, wovon ich Dir ein Exemplar beilege. Das Resultat des zweiten H.'schen Aufsatzes ist: die Thatsache, daß die Juden verbrecherischer sind als die Christen, stehe unzweifelhaft fest, nur lasse sich daraus kein Schluß auf die Sittlichkeit ziehen, da der Ueberschuß von Verbrechen aus der gewerblichen Richtung der Juden erklärt werden müsse. Nun behauptet er aber, eben wegen dieser Richtung könnten die Juden keinen Anspruch auf Rechtsgleichheit machen.

Hier liegt der geheime Zusammenhang: eine Gesammtheit von Handelsleuten ist durch ihre Verbrechen gemeinschädlicher als eine anderweitig zusammengesetzte Gesammtheit. Nun haben wir aber bis zur Evidenz erwiesen, daß die ganze Thatsache falsch ist und der Justizminister hat uns beigestimmt; es ist daher gestern beschlossen worden, den Artikel in der Staats-Zeitung durch eine amtliche Anzeige des Vorstands zu beantworten

und das Reskript des Justiz-Ministers zugleich zu veröffentlichen. Ich bin mit der Fassung beauftragt, und bin der Meinung, die Denkschrift in extenso abdrucken zu lassen. Die Bekanntmachung wird großes Aufsehen machen und hoffentlich alle Intriguen zerschneiden, was wegen des bevorstehenden Zusammtritts der ständischen Ausschüsse von höchster Wichtigkeit ist. Noch weiß E. nichts davon, daß wir ein so entscheidendes Dokument in Händen haben.

Den Gesetz-Entwurf in Bezug auf die Regulirung der Synagogen-Angelegenheiten haben wir dem Minister E. übergeben, und zwar für uns allein, da wir uns mit Breslau und Königsberg über gewisse wichtige Punkte nicht einigen konnten: die Correspondenz mit beiden Vorständen möchte ich Dir wohl vorlegen, ich habe sie geführt und namentlich den Breslauern sehr harte Dinge gesagt."

Die in diesem und dem vorigen Briefe berührten Denkschriften des Berliner Vorstandes in Sachen der allgemeinen politischen Lage der Juden und in Sachen der Neuordnung der Gemeindeangelegenheiten sind in meiner Geschichte der Juden in Berlin I., 187 fg., II, 257 nach den Akten des Gemeindearchivs analysirt; dort sind auch einige wenige Aktenstücke mitgetheilt. Gewiß ließe sich bei einer neuen Durcharbeitung manches Neue finden und speciell mancher Anhalt für die Beurtheilung von Veits' Thätigkeit gewinnen. Aber eine solche Arbeit, die manches grelle Streiflicht auch auf Bestrebungen werfen würde, die sich augenblicklich wieder hervorwagen, liegt meinen augenblicklichen Arbeiten zu fern; auch dürfte sie deswegen recht unzeitgemäß genannt werden, weil durch den Hinweis auf Machinationen der Judenfeinde in früheren Jahrzehnten das unselige Treiben gegenwärtiger Widersacher eine nur zu bequeme Handhabe finden würde. Nur soviel mag mit Nachdruck hervorgehoben werden — gleichsam zur Selbstberichtigung, da ich vor 25 Jahren, bei der Ausarbeitung meines Buches, die Thatsachen wohl kannte, in den Antheil der einzelnen Persönlichkeiten aber zu wenig eingeweiht war — daß bei allen diesen Verhandlungen Moritz Veit in der vordersten Reihe stand, daß er Verfasser, oder mindestens Redactor der vielfältigen Eingaben, Denkschriften war und daß er daher den Ruhm verdient, reactionäre Bemühungen eingedämmt, den Mahnruf der Gerechtigkeit zu den Ohren der Mächtigen unermüdet erhoben, und die Sache des Rechts und der Freiheit zum Siege geführt zu haben.

Die Briefe Sachs' aus dieser Zeit liegen mir sehr unvollständig vor. In dem zuletzt theilweise mitgetheilten Schreiben Veits bedankte sich dieser für zwei „prächtige" Briefe und in einem Briefe von Sachs vom 17. Aug. 1842 spricht dieser von einem kürzlich nach Berlin abgegangenen Schreiben. In dem letztgenannten Briefe, in dem eine große Bitterkeit gegen Breslauer Vorgänge und Anschauungen unverkennbar ist, kam Sachs auch auf seine literarischen Arbeiten zu sprechen, für die ihm das Urtheil des Freundes so nöthig und förderlich war. „Ich schreibe", so meinte er, „an der Einleitung — ich möchte gern jeden Satz Dir zeigen. Was ich Rappoport vorlas, fand er ganz trefflich." Ja mitten in der einen Arbeit dachte er schon an eine andere, Liturgisches und Exegetisches und erbat sich dafür gedrucktes Material.

Diese wissenschaftlichen Bestrebungen spielen auch die Hauptrolle in Sachs' folgendem Briefe (9. Septbr. 1842). Freilich der Anfang des hier mitgetheilten Stücks bezieht sich auf seine rabbinische Wirksamkeit und gelegentlich kommt doch eine Andeutung der Sehnsucht vor, nach Berlin zu kommen, nebst einer Ausführung der Unmöglichkeit in der unbefriedigenden Prager Stellung zu verbleiben. Das Hauptstück dieses Briefes lautet:

Sachs an Veit. 9. September 1842.

„Eine Arbeit ist Gottlob glücklich gethan, der rosch haschonoh. Nun kommen die anderen, denen der Himmel sein Gedeihen nicht versagen möge. Wie hab' ich an Dich gedacht — den ersten Tag des Festes. Du hättest gewiß einen ganz eigenthümlichen und wohl nicht unbedeutenden Eindruck von dem Gesprochenen, sowie von dem ganzen Gottesdienste empfangen, der nichts Charakteristisches und nur irgend im Gemüthe Anklingendes der alten Form geopfert, und das Ganze nur umgegossen, ebenso sehr die gewohnten Töne anschlägt, als er dem Gegebenen eine neue Physiognomie giebt, es verklärt und veredelt bietet.

Denke Dir, wie ich mich grämen würde, wenn Du jetzt in Dresden wärest, mir so nah, durch 18 Stunden getrennt, und nicht hier! — Von Euren Angelegenheiten weiß ich nun wieder Nichts. Ein Correspondenz-Artikel im Orient, der mir gestern gezeigt wurde, nennt mich als neben Frankel zu berufenden. Mög' es wahr werden! Denn daß hier meines Bleibens nicht ist, nicht sein soll, wenn ich nicht zu 34 mich so resigniren soll, wie ich zu 64 es vielleicht nicht kann und bis dahin sind 30 Jahre — sage dreißig Jahre, wenn ich anders so alt werden soll — habe ich a. m. 5603 noch klarer erschaut, als 5597, und das ist vorläufig der einzige Gewinn, den ich von dem 3 Tage alten neuen Jahre für mein Inneres gezogen habe. Es krümmt und zieht sich Alles in mir bei diesen Gedanken zusammen, die ich — verschweigen möchte und nicht kann, und wenn ich sie ausgesprochen — als zudringlich gegen Gott zurücknehmen möchte. Käme nur Werder! dem könnt' ich Alles klar machen und er auch mir! — Ist das Fest mit Gott zu Segen und Heil vorüber, dann geh' ich an meine Sachen, die mich auch nicht ruhen lassen. Thu' mir den Gefallen und zeige die eine und die nächste Arbeit an, im Meßkataloge, wenns nicht schon zu spät, oder in einer vielgelesenen Zeitung.

„Die religiöse Poesie der Juden im Mittelalter. Uebersetzungen aus dem Hebräischen des R. Salomo ben Gabirol, R. Isaac Ibn Giat, Bechai ben Joseph, Mose und Abraham ben Esra, Jehuda Hallevi u. a., zum Theil nach ungedruckten Originalen, mit Erläuterungen und Einleitungen von Dr. Michael Sachs (keinen weiteren Titel). Ein Beitrag zur jüdischen Literatur-Geschichte und zur Charakteristik des Judenthums."

Es wäre mir überaus erwünscht, gerade jetzt meinen Namen an ein bestimmtes wissenschaftliches Unternehmen geknüpft zu sehen. Wenn Du übrigens den Titel zu lang findest, so kürz' und ändere ihn ab nach Gefallen. Soll angegeben werden, daß die hebräischen Originale auch gegeben werden? — ich habe jetzt außer den gedruckten — Anecdota von Luzatto, die ausgezeichnetsten Sachen, zum Theil von den berühmtesten, zum Theil von ganz unbekannten Dichtern.

Vorigen Sabbath besuchte mich der Jenaer Hoffmann, der Verfasser der vortrefflichen grammat. Syriaca, die ich jetzt studire. Ich soll Rosenmüllers Scholia neu bearbeiten. Ich habe ihm, wenn er's wünscht, Mittheilungen und Beiträge angeboten. Mit den Syriaca beschäftige ich mich seit einiger Zeit und habe dabei schon Manches für's Hebräische gewonnen. Gesenius' Thesaurus, den ich eben bekommen, laborirt im Großen an den Gebrechen, die seinen Wörterbüchern anhangen und das vaste Material entschädiget nicht für den Mangel an Schärfe und Genauigkeit im Einzelnen, und noch viel weniger für die hölzerne, ungelenke, täppische Art, mit der die Entwickelung der Bedeutung gemacht wird."

Während so der Gelehrte trotz aller Aufregung ruhig seine Kreise zog, trat für Veit die Rabbinerwahl in den Vordergrund. Von den langwierigen, theilweise unerquicklichen Verhandlungen mit den für diese Wahl berufenen Commissionen erhielt der ferne Freund, der ein so lebhaftes, persönliches Interesse an der Sache hatte, genauen Bericht. Für den Empfänger und Berichterstatter gleich rühmlich war der Freimuth, mit dem Veit den Standpunkt des Laien, des des Gemeinde-Mitglieds und -Vertreters gegenüber dem Geistlichen wahrte. Die Furcht vor geistlicher Hierarchie, vor pfäffischer Herrschaft — denn auch dies Wort kommt vor nebst Anspielung auf die von Lessing gekennzeichneten Pfäfflein — erfüllt Veit. „Auch dem künftigen Berliner Rabbinate" schrieb er am 25. August 1842 „und wäre mein liebster Freund Sachs ein Mitglied desselben, soll alle Lust zu geistlicher Despotie vergehen. Freie Entwicklung sei unser Losungswort, entschiedene Presbyterial-Verfassung der Synagoge, der „Bischof" mit den „Presbytern" (die in Anführungsstrichen eingeschlossenen Worte sind im Original griechisch) zusammen vertrete den religiösen Willen und das religiöse Bedürfniß der Gemeinde. Dahin müssen alle Kirchen meiner Meinung nach gelangen und wir wollen uns nicht verleiten lassen, nach Baal zu hinken und eine Episkopal-Gewalt zu erschaffen, die zu den bedenklichsten Conflicten führen würde."

Die Zeit war für Veit sehr schwer. Die endlosen Verhandlungen raubten ihm Zeit und Ruhe. Das Verfahren Frankels erschien ihm als Falschheit, wofür er in seinen Briefen an Sachs die härtesten Worte braucht; die Wirren mit Zunz, die diesem gar manchen Treuen entfremdeten, thaten ihm weh; um wenigstens persönliche Ruhe zu genießen und kein weiteres Aergerniß zu geben, trat er aus dem Vorstand aus (November 1842), wurde aber durch Bitten einiger seiner Collegen zum Wiedereintritt bewogen. Alle diese Kümmernisse, Leiden und Klagen vertraute er in einem trüben Briefe (29. Januar 1843) seinem „alten,

lieben, einzigen, unersetzlichen" Freunde an. Am Schlusse des erwähnten Schreibens handelte er, nach langer Zeit, zum ersten Mal wieder von etwas Abseitsliegendem in folgenden Worten:

„Hier haben sich die Hegelianer aller Jahrgänge und Farben zu einer philosophischen Gesellschaft zusammengethan, deren Zweck sein soll, auf Grund der gemeinschaftlichen Basis, von der Alle ausgegangen, sich über die Divergenzen zu verständigen, die höchsten Fragen der theoretischen und praktischen Philosophie zu verhandeln. Man hat mir die Ehre angethan, mich zur Mitgliedschaft aufzufordern und ich konnte der Lockung nicht widerstehen, obgleich ich mir sagen mußte, daß es mir schwer sein würde, den Uebrigen zu folgen, da ich so lange pausirt habe. Marheineke ist Präses, der jüngere Benary Secretär, Göschel, Gabeler, Vatke, beide Benary, Heydemanns, Werder, Hotho, Michelet u. s. w. Theilnehmer. Jeder soll einen Vortrag halten, der den Abend Stoff zur Diskussion geben wird. Eine Sammlung von Abhandlungen der Gesellschaft ist projectirt in censurfreien Bänden über 20 Bogen. Auswärtige Mitglieder werden eingeladen und die von diesen eingehenden Abhandlungen ebenfalls zur Discussion gebracht. Der Präses resumirt die Discussion und soll in geeigneten Fällen ein Resumé derselben sogar der Abhandlung beigefügt werden. Doch alles dies ist, wie Dahlmann sagt, noch mehr Erfindung als Durchbildung. Bisher habe ich erst einer Sitzung beigewohnt, die den Geschäften der Constituirung gewidmet war. Ehe der Turnus an mich kommt, wird wohl eine ziemlich lange Zeit vergehen; wenn ich aber irgend kann, möchte ich das Judenthum zur Sprache bringen. Ueberlege Dir doch einmal und sondire diesen Plan: ein scharfumgrenztes Thema wäre noth, von wo aus sich bequem nach allen Seiten abschweifen läßt."

Die Stelle ist besonders deshalb so interessant, weil sie zeigt, wie Veit selbst von einem scheinbar so entlegenen Gebiete aus die Beziehung zum Judenthum fand und von dem Bestreben geleitet war, für seine Religion ferne und fremde Kreise zu interessiren. Die Männer, die Veit als Mitglieder der philosophischen Gesellschaft nennt, die übrigens heute noch existirt, sind ausschließlich Universitätsprofessoren; die an ihn, den Fernstehenden, der seit einem Jahrzehnt wenigstens äußerlich dem Kaufmannsstande angehörte, ergangene Aufforderung war daher doppelt ehrenvoll.

Aus späteren, an Andere gerichtete Briefen ist mir bekannt, daß Veit Jahre lang Mitglied der Gesellschaft blieb; Concepte zu Vorträgen haben sich erhalten; ein Gedicht Veits an Hegel ist in Rosenkranz' Biographie des Letzteren gedruckt. Doch bilden Mittheilungen über solche Dinge nicht den Hauptinhalt der Veit'schen Briefe. Vielmehr kommen diese immer wieder auf persönliche und jüdische Angelegenheiten zurück. Jene galten dem gelehrten Buche, an dem Sachs arbeitete; Veit drängte unermüdlich, das ganze Manuscript in Händen zu haben und machte seine trüben Verlegererfahrungen geltend über Druck eines Werkes, von dem nicht die gesammte Handschrift vorlag, Mahnungen und Bedenken, die der ungeduldige Autor nicht allzu gnädig aufnahm.

Auch über einen geschäftlichen Plan befrug er den Freund. Einer der in Judenangelegenheiten thätigen Männer, der aber in seinem Standpunkt nicht recht fest war und in Meinung und Handlungsweise Veit nicht zuverlässig dünkte, gab eine Anzahl zwanglose Hefte heraus, die sich mit jüdischen

Angelegenheiten beschäftigten und wollte diese in eine regelmäßige Zeitschrift verwandeln; Veit, obwohl er, wie bemerkt, dem Manne nicht recht traute, wollte seine Mitwirkung nicht aufgeben. „Niemals", so meinte er in dem eben analysirten Briefe vom 30. Mai 1843 „war es so wichtig, die Angelegenheiten des Judenthums öffentlich in vernünftiger Weise zu besprechen. Ein Gesetz über die innere Organisation der jüdischen Gemeide liegt zur Bearbeitung vor, Fragen darüber sind an das ganze Land gegangen, d. h. an die Behörden und von diesen zum Theil einzelnen Vorständen, besonders im Großherzogthum Posen, vorgelegt worden; ja ich halte nach einigen Andeutungen nicht für unmöglich, daß die in § 39 des Edicts vom 12. März 1812 seit 31 Jahren versprochene Commission wird zusammengerufen werden. Nun bedenke ich die alberne Presse. die sich in den bisherigen Organen geltend macht und die fast schon entschieden. Aber sage mir Deine Meinung."

Die von Freund beabsichtigte Zeitschrift erschien im 2. Jahrgange u. d. T. „Zur Judenfrage" im Veit'schen Verlage 1843, auch mit Beiträgen von Veit selbst. Der angezogene § 39 des Judengesetzes (11. März 1812) lautet so:

„Die nöthigen Bestimmungen wegen des kirchlichen Zustandes und der Verbesserung des Unterrichts der Juden werden vorbehalten, und es sollen bei der Erwägung derselben Männer des jüdischen Glaubensbekenntnisses, die wegen ihrer Kenntnisse und Rechtschaffenheit das öffentliche Vertrauen genießen, zugezogen und mit ihrem Gutachten vernommen werden."

In die die Zeit sehr erregenden Verhandlungen und Bemühungen geht der folgende Brief ein (23. Juli 1843). Das allgemein interessante Stück desselben lautet:

Veit an Sachs. Charlottenburg, 23. 7. 43.

Aus der Ueberschrift siehst Du, daß ich mir einen grünen Fleck ausersehen habe, um mit etwas mehr Ruhe, als mir in der Stadt vergönnt ist, den Brunnen zu trinken, den mir mein Freund Karl verordnet hat. Es ist Sonntag Vormittag und ich habe einige Plauderstündchen vor mir, die ich Dir nicht wegtragen will, sonst tobst Du gewaltiglich und mein Gewissen schilt mich auch.

Nun, mein Alter, was hast Du zu dem Votum der rheinischen Stände gesagt? Ein katholischer Geistlicher der Referent, meist nur die autonomen Ritterbürtigen in der Opposition! Nicht mehr ein Federzug aus dem Cabinet soll uns befreien, die Stimme des Volkes redet für uns. Jetzt ist das Ding im Schick, würde Zettel sagen, und wir können auf diesen Wendepunkt der öffentlichen Meinung, die sich durch ihre gesetzmäßige Vertreter kundgibt, nicht genug Nachdruck legen.

Einen Erfolg von dieser ersten Kundgebung der Meinung erwarten, wäre thöricht; die Antwort ist schon fertig gebacken — die Angelegenheit der Juden sind in Berathung, zu lebenslänglicher Untersuchung verurtheilt, wie der kleine bucklige Maltitz einmal gesagt hat. Aber es ist kein Zweifel, daß auch die übrigen vom Geist ergriffenen Stände, namentlich der preußische,

vielleicht auch der posensche Landtag, dem rheinischen nicht nachstehen werden, die Stimme der übrigen Landtage hat zum Glück keine Geltung.

Das ist der Segen des politischen Lebens, daß es wie ein gutes Heerdfeuer die abgeschliffenen Gepräge aufglüht und kenntlich macht. Sonst hieß es: Der Landtag hat gesagt. Welcher? Das war Jedem einerlei. Irgend ein Landtag. Man lachte zwar darüber, wie über Gespenster am Mittag und das war den Regierenden ganz Recht: aber wenn sie ein wenig Spuk treiben wollten, da wurden die Landtage vorgeschützt, von 1823 bis 1840 aber nur gegen die Juden. „Wir möchten wohl, hieß es seit jenem berüchtigtem Landtagsvotum, aber die Stimme des Volkes ist euch entgegen, wie die conclusa unserer Stände unwiderleglich darthun." Jetzt macht jede Versammlung ein eigenes Gesicht und danach gilt sie in der Meinung. Preußen, Rheinland, Posen voran, die empfindlichen Fühlfäden, welche die Monarchie nach Osten und Westen ausstreckt, die haben das stärkste Bewußtsein von demjenigen was noth ist: in Pommern und Schlesien gährt es, Westphalen, Mark und Sachsen — Mäusedreck.

Noch niemals seit den Zeiten des Alten Bileam hat sich's in dieser Weise bewährt, wie alle Willkür, alles eigenmächtige Eingreifen einer superklugen Gewalt „an ihm selber in sein Gegentheil" umschlägt. Daß die 200,000 Juden der Monarchie wie ein Teig betrachtet worden sind, der nach hohen und höchsten Einfällen in eine beliebige Form geknetet werden sollte — das war ihre Rettung. Und die sichere, bewußte Stellung, welche den Juden solchen Versuchen gegenüber fast aufgedrungen wurde, die trotzige Miene, die sie machen mußten, hat ihnen das Herz der Besten zugewendet.

Nicht das blinde, dumme Vorurtheil war zu überwinden, aber die Gleichgültigkeit, mit der auch die Guten die Sache der Juden zu betrachten pflegten und nicht einsehen, daß ihre Sache mit der der Freiheit verwandt sei wie ein Ei dem andern. Gleichheit vor dem Gesetz, keine Ausnahmegesetze! — Das ist die Forderung der Zeit — nun, so seid auch consequent, wenn es die Juden gilt. Seid Ihr es nicht, so drescht Ihr leeres Stroh und all Euer Mühen für die eigene Freiheit ist mit Unfruchtbarkeit geschlagen. Davon ist man jetzt durchdrungen, die Liebe zum Recht, nicht zu den Juden, die keinen Pfifferling werth ist, hat die rheinischen Stände geleitet. Und dies ist der Fortschritt, den wir im Namen der Menschheit begrüßen wollen, der sich zuerst in einer Preußischen Ständeversammlung Bahn gemacht hat, während die Rechtsgewährung von Seite der Kurhessischen Stände noch eine Folge der Aufregung durch die Julius-Revolution war.

Die Gluth ist nicht mehr zu dämpfen und muß daran schüren Alles, was Odem hat. Ich habe gleich eine Dankadresse entworfen, die ich Dir in Abschrift beilege. Sie hat jetzt schon viele Unter-

schriften und geht in der Mitte dieser Woche nach Düsseldorf an den Landtagsmarschall ab. Ich habe diese Adresse auf eigene Hand in Umlauf gesetzt. Aber auch von der Gemeinde als solcher wünschte ich dies Ereigniß dauernd bezeichnet. Ich habe die Gründung eines Stipendiums an hiesiger Universität vorgeschlagen, und hoffe, daß es zu Stande kommen wird.

Der „kleine bucklige Maltitz“ ist der Dichter Apollonius v. M., der Anfang der dreißiger Jahre in Berlin lebte und später von Amerika, dann auch wieder von München aus mit Veit in brieflicher Verbindung blieb, von der interessante Zeugnisse erhalten sind.

Schon in den früheren Briefen hatte es sich gezeigt, daß Veit mit offenem scharfen Urtheil, wo es noth that, nicht zurückhielt. Ein deutlicheres und sehr schönes Zeugniß dafür ist ein Brief vom 20. August 1843. In den im Druck ausgelassenen Stellen äußert sich Veit über einen traurigen Vorfall in seiner Familie und forderte Sachs auf, bei der Unsicherheit der Berliner Verhältnisse, sich bei der Casseler Vacanz zu melden, ein Gedanke, den er sehr bald aufgab, nachdem sich die Dinge in Berlin geklärt hatten. Der übrige Theil des Briefes lautet so:

Veit an Sachs. Charlottenburg, 20. 8. 43.

„Daß Du an der Freundschen Zeitschrift nicht arbeiten willst, wenn Geiger mitarbeitet, hat mich verdrossen, denn das ist purer Fanatismus. Ein Tummelplatz für seine Ansichten soll sie gewiß nicht werden, da sie überhaupt mehr darauf angelegt ist, das Thatsächliche zu sammeln und dadurch die Materialien zu einem Gesammtbild der Gegenwart zu ordnen.

Von dem Wiener Kalender habe ich ein Freiexemplar erhalten, mich aber wenig an demselben erbaut. Der Titel Deines Beitrags machte mich überaus begierig, aber ich war sehr enttäuscht, als ich fand, daß er zu viel verspreche. Als ich vor Jahren einige Andeutungen aus dem Midrasch poetisch bearbeitete, erstauntest Du, daß diese Sachen mich überhaupt poetisch angeregt hatten und schobst es meiner Unbekanntschaft mit demselben zu, die mich das poetische Moment in Midrasch habe entdecken lassen. Ich bin ein Laie und durfte Fragmente geben, auch strebte ich nach künstlerischer Gestalt und Reproduction. Du bist ein Gelehrter, wir sind um Jahre vorgerückt, Du durftest Dich nicht begnügen, wieder nur zu naschen und Confitüren aufzutischen.

Ein Werk, ein Werk, das Judenthum für ein „Werk“! Aus dem Stamme gehauen, und bis ins Detail ziemlich vollendet — solch ein Werk fehlt uns und macht Alles Gerede über Mißverstehen und Verkennen entbehrlich. Aber Deine Vorrede fördert nichts, sie macht nur mißmuthig. Unter den mitgetheilten Sachen sind einige sehr schön und rund, z. B. 4, 6, 7, 8, 11; anderen ist die prosodische Form ganz gleichgültig oder sie ist ungelenk.

Warum aber die Formen der Poesie mißbrauchen? Hier würde schlichte Prosa, wie zum Theil bei Mannheimer, weit bessere Dienste thun.

Du sagst zwar: Ich bin kein Dichter u. s. w. Aber nimm mir nicht übel, das ist ein Holzweg! Wer kein Dichter ist, soll nicht in Versen schreiben. Ich thue es ja auch nur, meinst Du, damit der Inhalt besser im Gedächtniß der Leser hafte. Darauf antwortete ich, daß nur Verse eines Dichters haften bleiben und führe zum Beweis an, daß Du in den gelungenen Stücken ein Dichter gewesen bist. Sei mir nicht böse, aber ich muß Dir's sagen: wer eine solche Stellung hat wie Du und sich so wenig dem öffentlichen Urtheil preisgiebt, darf sich nicht so gehen lassen, wie Du in diesem Beitrag gethan hast.

Dazu die saloppe Prosa des Vorworts! Die erste Periode muß namentlich in sehr unglücklicher Stunde zur Welt gekommen sein, da ich sie kaum von einem Manne begreife, dem griechische Prosa jemals vor der Seele geklungen hat. Aber genug, sonst verderb' ich's doch noch mit Dir. Auch die übrigen Beiträge haben mich nicht sehr erfreut. Das sind die Geister, auf die das Judenthum harrt und hofft? Gottlob nur im Schlafrock. Aber wozu dieser Schlafrock überhaupt? Schon vor Jahren bot mir Dr. Philippson solchen Almanach zum Verlage, ich setzte ihm in einem Briefe, der wohl in meinem Copirbuche noch vorhanden sein wird, das Unnütze solcher Bücher auseinander und war ganz im Rechte. Zunzens Betrachtung schleiermachert in jeder Beziehung und hat mir ein unheimliches Gefühl erweckt."

Der Wiener Kalender, von dem im vorstehenden Briefe so ausführlich gesprochen wird, führt den Titel: Jahrbuch für Israeliten auf das Jahr 5604 (1843/44), herausgegeben von Isidor Busch, 2. Jahrgang, Wien 1843. Der Beitrag von Sachs führt den Titel: „Zur Charakteristik des Judenthums, seiner Lehre und seiner Lehrer", und wurde auch in dem dritten Jahrgange fortgesetzt.

Sachs' Beitrag im Kalender von 1843, S. 175—186, wird durch eine „Vorbemerkung" eingeleitet, die in der That schlecht geschrieben, übrigens auch durch mannigfache Druckfehler entstellt ist. Die Vorbemerkung hat den Zweck, die Verachtung zu bekämpfen, in welche die Midrasch-Literatur gerathen ist. In ziemlich bescheidener Weise sprach Sachs dabei von seinem Versuche: „Ich gebe das hier Dargebotene willig jedem Angriffe einer ästhetischen Kritik Preis, da ich die Prätension, dichterisch Werthvolles zu liefern, nicht habe; denn ich bin kein Poet."

Der Beitrag von Zunz ist die bekannte Betrachtung über Thefillin, die auch in seine „Gesammelten Schriften" übergegangen ist. Die übrigen Mitarbeiter des Bandes sind, alphabetisch geordnet: Jak. Auerbach, L. A. Frankl, Is. Heller, J. M. Jost, M. Letteris, J. N. Mannheimer, L. Philippson, Gotth. Salomon, J. L. Saalschütz, M. E. Stern, Jos. Wertheimer.

Auf den offenen Tadel, den Veit aussprach, blieb Sachs in seiner unmittelbar folgenden Erwiderung (29. August 1843) die Antwort nicht schuldig. Aber

die Art seiner Antwort ist männlich: der Tadelnde und Getadelte machten aus dieser Meinungsverschiedenheit keinen Gegenstand länger andauernden Zwistes. Die Hauptstellen des Briefes lauten:

Sachs an Veit. 29. August 1843.

„Deine Philippika wegen der Kalendermacherei mag ganz richtig sein, und Du verkennst mich vollständiglichst und gründlichst, wenn Du meinst, daß es durch solche rückhaltlose Aeußerungen irgend wer, der ein Kerl ist und ein ehrlicher Mensch, mit mir verderben könnte. Nicht durch einen Wald solcher Reden! Aber Du hast nicht ganz Recht! Meine Verse mögen sündschlecht, meine Prosa mehr als salopp sein! Was Du aber gegen die Mittheilung einzelner Stücke haben kannst, wie Du das „naschen" nennen und dem gegenüber die Forderung eines „Werkes" stellen kannst, sehe ich nicht ein. Einmal, Lieber! gehört doch ein „Werk" nicht in einen Kalender und weil wir noch kein Werk über den Midrasch haben, auf das wir, statt über dessen Nichtbeachtung zu klagen, verweisen könnten, folgt noch nicht, daß wir nicht bei jeder Gelegenheit das brachliegende Material solchen Lesern zuführen, denen keine Kenntniß vergönnt ist und kein Urtheil zusteht, aber ein Vorurtheil gegen alles Jüdische geläufig ist.

Wird denn ein Werk, wie Du es wünschest und ich auch — in so wissenschaftlicher Haltung nicht gerade denen unzugänglich bleiben, denen durch solche Confituren wenigstens das Bewußtsein, es gäbe etwas ihnen Unbekanntes, mitgetheilt wird! Uebrigens wird ein solches Werk unmöglich den Stoff auffangen können, der vorliegt, und ich sehe nicht, was es schadet, wenn das für andere Zwecke und in anderer Form zu Verwendende auch so, wie es hier geschehen, behandelt wird. Das klassische Alterthum hat seine Anerkennung und Verbreitung doch nicht blos seinen Klassikern und den wissenschaftlichen Darstellungen seines Geistes und Gehaltes, sondern gewiß ebenso sehr der Behandlung für die gewöhnlichsten Leser zu danken.

Wären nur erst unsere Sachen so abgedroschen wie „Der Sperling der Lesbia" oder wie der Eumeniden-Chor, daß man die leiseste Anspielung auch in den Kreisen verstünde, wohin O. Müllers Werke nie dringen, so stänð es besser. Ich staune über die Ignoranz und empöre mich noch tiefer darüber, als über die sündliche Gesinnung, die in den neuen soi disant Reform-Bestrebungen sich kund giebt. Dieser ist die Folge jener.

Ich bin neugierig, was Du zu Rießers Brief gesagt, den ich eben gelesen und der den alten Wunsch: Gott hüte mich vor meinen Freunden, in mir wieder zurückgerufen, doch das ist am Ende Fanatismus, und wissenschaftlicher Haltung unwürdig. Es muß einem Alles gefallen, nichts Freude oder Verdruß erregen; vielleicht sind das Gestalten des „jüdischen Bewußtseins". — Ob ein

solcher Kalender erscheinen soll, weiß ich nicht. Gewiß hättest Du Recht, es zu widerrathen. Aber um einen Beitrag zu einem ohne mein Zuthun ebensogut erscheinenden Buche angegangen — konnte ich diese Produkte weniger Minuten wohl geben.

Du hast, mein Freund, den Fehler, daß Du überall nach den höchsten Anforderungen missest. Das ist ein gutes Zeugniß für Dich, aber Du wirst oft Unrecht thun, wo Du billigend und ermunternd zustimmen solltest.

Ich meine hier nicht meine Sachen! Das versteht sich! Sie werden nicht so leicht und so bald geschrieben werden — die Werke — die in Inhalt und Form Dir, dem Durchgebildeten und an den vollendetsten Mustern Großgezogenen, Genuß und Belehrung gewähren können. Denke, wieviel Du vielleicht von den Erscheinungen verwirfst, die von unfertigeren, untergeordneten Standpunkten der Kritik mit Jubel begrüßt werden. Wir Juden vollends können gar nicht so wählerisch und vornehm sein. Sonst wird das Wenige, was sich regt, zu Boden fallen.

Doch ich bin zu beeilt, und für die Kürze der Zeit zu weitläufig, für die Sachen zu kurz. Also genug hiervon!

An Freund's Zeitschrift, wenn sie kein Tummelplatz für Geiger wird, will ich gern, sobald ich ihre Art und ihre Richtung besser erkannt, Theil nehmen. Deine Insinuation von Fanatismus hat mich verdrossen. Ich hatte nicht gewußt, daß Du auf die Redaktion einen Einfluß hattest.

Am 29. September 1843 konnte Veit endlich melden, daß Frankel definitiv abgelehnt habe, „diese unselige Geschichte hat nun ein Ende". Veit, der von vornherein Sachs' Berufung gewünscht hatte, schrieb: „Die Gemeinde schreit nach einem Prediger und Lehrer; ihr Hunger muß gestillt werden und bald". Er forderte den Freund dringend auf, nach Berlin zu kommen; sei er dort anwesend, so würde er sofort den Auftrag erhalten, zu predigen. Derartige Aufforderungen seien schon an andere durchreisende Prediger ergangen; das Publikum werde, müde und ungehalten in Folge der Frankel'schen Verhandlungen, verlangen, den Candidaten vorher zu sehen.

Sachs kam nicht. Trotzdem war die Sache für ihn aufs Beste eingeleitet. Er hatte ein Rabbinats-Zeugniß von Rappoport erhalten und damit einen der oft vorgetragenen Wünsche Veit's erfüllt. Dieser gab ihm am 18. November 1843 Kunde von der in Aussicht stehenden Berufung der 39 (der Rabbiner-Wahl-Commission), schilderte die einzelnen Vorgänge bei dieser Wahl und legte Sachs die officielle Frage vor, ob er eine auf ihn fallende Wahl annehmen würde. Sachs zögerte, eine bejahende Antwort zu ertheilen. Darob wurde Veit, der seine vieljährigen Hoffnungen dadurch vereitelt sah und die Erfolglosigkeit seiner eigenen Bemühungen beklagte, sehr böse. In einem sehr ausführlichen 6seitigen Briefe, dessen wichtigste 4 erste Seiten, die auch das Datum tragen, nicht erhalten sind, machte er seinem Zorn und seiner Enttäuschung Luft, zugleich bemüht, die in der Presse laut gewordenen Angriffe gegen Sachs und seine Gönner (darunter hauptsächlich Veit selbst) als Werk einer machtlosen Clique

darzustellen. Es wäre unbillig, diese in der Aufwallung geschriebenen Aeußerungen, zumal sie auch in ihrer Unvollständigkeit kein rechtes Bild geben, durch den Druck zu verewigen.

Noch bevor dieser Brief in Sachs' Hände kam, hatte dieser, erregt über des Freundes Schweigsamkeit (Oct. s. u.) geschrieben und dann in drei rasch aufeinander folgenden Schreiben (24. November, 3., 14. December) die obschwebenden Angelegenheiten ausführlich behandelt. In dem ersten Brief gab er eine allerliebste Schilderung seines häuslichen Lebens, eine halb humoristische, halb zärtliche Charakteristik seiner Kinder und zugleich manche Notizen über seine Arbeit an der Einleitung und über die Anordnung des Buches.

Besonders sprach er in dem ersten der vier Briefe von der Berliner Stellung. Er hatte durch seinen Berliner Schwager, den Arzt Dr. Carl Lehfeldt, erfahren, daß Veit an ihn geschrieben habe, vermuthete nun, daß dieses Schreiben eine directe Anfrage über die Annahme des Berliner Postens enthielte, und äußerte sich darüber folgendermaßen:

Sachs an Veit. October 1843.

„Wenn er die Anfrage nach meiner Bereitwilligkeit enthielt, so kann ich Dir nur mit freudigem Ja antworten; wenn: ob als Rabbiner: Nein! Ich kann — das wird mir meine Frau als seit der Zeit, wo wir in der Sache correspondiren, mir feststehenden Entschluß bezeugen — es nicht über mich gewinnen, den mir durch Landsmannschaft und persönliche frühere Relation nahestehenden R. Oettinger durch irgend welchen Eingriff zu verletzen. Kommt es auf Deinen ursprünglichen Plan von der Anstellung eines Dajan, der zu predigen und zu lehren hat, zurück, ist diese Stellung eine der Gemeinde gegenüber berechtigte, anerkannte, gesicherte — denn mit Antipathien und Parteien u. dergl. mich herumzubalgen, habe ich keine Zeit und Lust, ich setze d a r e i n nicht das Heil Israels, sehe darin nicht die Lebensregung, kann mich auch nie zu der Illusion oder Unredlichkeit bringen, meine Privathändel als Prinzipfragen aufzufassen — ist die Gemeinde so weit endlich im Reinen mit sich, daß sie weiß, es muß der Synagoge die Würde wiedergewonnen werden, und es kann dies nur durch Verjüngung des Gottesdienstes geschehen, — so acceptire ich, was Du mir proponirst, willig und freudig.

Daß mich von hier Nichts treibt, weißt Du; wie sehr es mich aber dorthin zieht, wo D u bist und so Vieles von dem Hiesigen nicht — weißt Du nicht minder. Ich bin weit entfernt, mir mehr zuzutrauen, als vielleicht meinen Herren Amtsbrüdern, aber ebenso weit, mich, wenn Gott hilft, nicht zu Allem dem, was die Herren k ö n n e n, befähigt zu halten. Im W o l l e n dürfte ich eine kleine Prärogative ansprechen dürfen.

So schreibe ich Dir, mein geliebtester Freund! in der Voraussetzung, daß Dein Brief eine solche Anfrage enthielt, auf die sehr undeutliche Mittheilung Carlo Lehfeldt's hin, der ich entnommen,

daß Du wegen Mangel an Antwort in Verlegenheit seiest, da Du fast für mich zugesagt. Du brauchst aber auch nicht genirt zu sein, wenn die Sachen noch lange nicht so weit sind, und ich früher acceptirt, als Du mich aufzufordern die Veranlassung gehabt.

Aber ich muß alt geworden sein! Lieber — um Gotteswillen — alt! ich! — Vor drei Jahren rollte ein Räderwerk, wenn ich über diese Sachen Dir schrieb — jetzt — fühle meinen Puls — er geht ruhig! Bin ich wirklich älter, alt, stiller geworden? — Das kann mir kein Mensch sagen — hier — außer Dir und Werder. So ich Geld und Zeit habe — wann? — welches früher? — reise ich und lasse mich helikioskopisch untersuchen von Dir, mein Theuerer! Ach wenn ich Deine Klingel ziehen müßte, um Dich wiederzusehen, hätt' ich doch keinen Athem und würde doch noch roth vor Freude!"

Am 24. November antwortete Sachs auf das obenerwähnte 9seitige Schreiben Veits'. Er legte sein Rabbinatsdiplom bei und stellte das ihm von Rappoport nach Cassel gegebene Empfehlungsschreiben in Aussicht, sprach über das Materielle seiner Stellung, das für ihn freilich im Hinblick auf die erweiterte Wirksamkeit keine Rolle spielte, gab seiner Sehnsucht Ausdruck, aus Prag, wo er geistig verkümmere, herauszukommen und seinem Verlangen, „froh, freudig und muthig für niedergetretene, verkannte, verunwürdigte Interessen erfolgreich aufzutreten."

Der folgende Brief muß, obwohl er in offenbar großer Erregung geschrieben ist und, obwohl er Gedanken und Entschlüsse enthält, die von dem Schreiber später bei ruhigerer Ueberlegung nicht ausgeführt worden sind, zur Charakteristik des Briefschreibers, besonders aber zur Würdigung früherer Verhältnisse hier mitgetheilt werden. Sachs schrieb (3. Dezember 1843):

Sachs an Veit. 3. Dezember 1843.

„Mein fertiges Schreiben an Dich ist ein mir abgedrungenes und es thut mir leid, Dir eben Anderes zu bieten, als den reinsten Most der Seele. — Du kennst Goethe's Frage: Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben? — So sein gerechtes Selbstgefühl! — Ich frage: Was hat mir Berlin gegeben, daß mich Berlin beschimpft? Mir sind nun einige von den Artikeln zu Gesichte gekommen. Enthielten sie Schmähungen — ich kehrte mich nicht daran. Aber sie erörtern mich, analysiren mich, sie sprechen von mir von Gesichtspunkten aus und nach Seiten hin, wie man nur von denen sprechen darf — d. h. rechtlich und sittlich; denn nach dem Naturrecht der Gassenbuben darf man auch Koth werfen — die ein Urtheil provociren, und dafür die Daten selbst liefern.

Da ich nun mich weder in die dortigen Angelegenheiten eingedrängt, noch mich habe empfehlen lassen, da ich überhaupt „zum Günstlinge" nicht geartet bin, da ich mich weder beworben habe, noch es thun werde, da ich andererseits Rücksichten für meine Gegenwart und Zukunft habe, die es mir als Pflicht auferlegen, meinen Namen,

den ich nie muthwillig preisgegeben, dem ich durch das herrschende Schreibwesen ebensowenig einen Klang zu verschaffen gesucht, als ich überhaupt mich je eines unwürdigen Mittels bedient — auch vor Schmähung zu schützen, da ferner die vollständige Nichtswürdigkeit der Journalistik hier nicht so allgemein erkannt ist, als sie es von Dir und mir ist — und ich durch ein vornehmes Ignoriren des über mich Gesagten und noch zu Sagenden jedenfalls compromitirt erscheine, so ergeht an Dich die aufrichtige und dringende Bitte, hinfort nicht nur gänzlich von mir abzusehen, da ich aus dem bereits zu Tage Gekommenen einen nicht eben erfreulichen Einblick in die dortigen Verhältnisse bekommen, die ich gern und willig den „Korryphäen des Judenthums" (auf deren nähere Kenntniß ich neugierig bin, ich würde bei Gelegenheit sehr viel Neues erfahren!) zur Gestaltung und Ordnung überlasse — sondern auch Deinen verehrten Herren Collegen in meinem Namen die Resolution mitzutheilen, daß ich in keinem Falle und unter keiner Bedingung von der mir übrigens sehr ehrenvollen und mich zu wahrem Danke verpflichtenden, etwa beabsichtigten Wahl oder Berufung Gebrauch machen werde. Wie ich bisher ohne mein Zuthun in die unangenehme Lage gekommen bin, als Bewerber oder protégé zu erscheinen, wo ich keins von Beiden bin — so ist zu fürchten, daß ich am Ende den verehrlichen Vorstand ebenfalls unverschuldet in eine ihm anangenehme Position bringen könnte.

Dem vorzubeugen ist die Absicht dieser Zeilen, und ich hoffe, daß meines Namens in dieser Affaire weiter keine Erwähnung geschehen wird. Wohl wäre es geziemend, wenn in einigen Worten in einem der gelesenften Journale nur die Thatsache ausgesprochen würde, daß ich all' diesen Berathungen fern und fremd bin, mich nicht gemeldet und nicht beworben, und daß die ganze Polemik — je unberechtigter — desto ungeziemender gegen mich sei. — Ich, mein Lieber, stehe nicht so frei und unabhängig, wie Du, daß ich alles Zeitungsgewäsche über mein Haupt ergehen lassen darf, und noch dazu hier, wo doch der Zauber des Schwarz auf Weiß sich nicht blos auf den Milchkaffee beschränkt.

Du hast, mein theuerer Freund, es doch wohl in Deinem Freundeseifer übersehen, daß in keinem Falle durch die angeregte und vom Vorstande vielleicht gebilligte Wahl meiner etwas Anderes herauskommen könne, als eine Beleidigung für mich. Gilt der bestehende Wahl-Modus, so wird die zu schwach vertretene Majorität der Gemeinde sagen, daß die Wahl nicht rite vollzogen sei — also ist selbst — angenommen, ich habe eine Stimmenmehrheit — diese nicht als solche zu betrachten. Wird die dem Vorstande gegenüberstehende und ihm offenbar entgegenwirkende Fraction der Gemeinde verstärkt, so wird sie gewiß, schon um dem Vorstande zu opponiren, auch gegen mich sein, und ich habe dann das schöne Resultat zu gewärtigen, daß ich, der ich mich nicht beworben, verworfen worden bin. Ist ein solches Unisono dem Bewerber

schmerzlich, wie drückend und kränkend erst für den ganz außer der Sache Stehenden!

Ich erwarte demnach von Deiner Freundschaft die Gewährung meiner Bitte, und wenn es möglich ist, irgend eine angemessene Beleuchtung des Sachverhältnisses, die mir als Satisfaction für unverdiente Verunglimpfungen doch wohl vor Gott und der Welt gebührt! — Dies eine nach verdrießlichen und verstimmenden Tagen erfreuende Resultat wirst Du, mein Freund, billigen, und gewiß für die Verwirklichung meines Wunsches bald Dich bemühen, bevor es noch zu unangenehmeren Folgen gekommen. — Laß' mich nur ruhig sitzen! Hat mir Gott Anderes, Besseres beschieden, so wird es auf demselben Wege an mich kommen, auf dem meine hiesige Stellung, die mir so ungeahnt geworden!

Soll ich nun im Allgemeinen über die dortigen Verhältnisse sprechen, so muß ich mit Schmerz es aussprechen, daß wenig Heilvolles und Gedeihliches in Aussicht zu stehen scheint. Wo der Vorstand und die Gemeinde sich wie im Kriegszustande befinden, was kann da gehofft werden? — Doch dazu bin ich nicht befugt! — Mir ist, seitdem ich Dir dies geschrieben — leichter — aber bis dieser Brief in Deine Hand gelangt, hab' ich doch keine Ruhe; — sie wird mir erst dann werden, wenn ich von Dir Antwort habe und die verheißene Gewährung oder gar die Erfüllung meiner Bitte darinnen."

Es ist ein schönes Zeichen von Sachs' Seelenstärke, daß er trotz der großen Erregung, von welcher der vorstehende Brief ein vollgiltiges Zeugniß ablegt, Kraft genug fand, in seiner Arbeit rüstig fortzufahren. Wenige Tage später (am 14. Dezember 1843) sandte er dem Freunde die fertiggewordene Einleitung, unterwarf sie fast demüthig seinem Urtheil und charakterisirte ihren Inhalt in folgender Weise:

Sachs an Veit. 14. Dezember 1843.

„Die in der Einleitung folgende Charakteristik des Midrasch giebt hoffentlich orientirende Gesichtspunkte, Blicke in dies reiche, bunte, fremde Gebiet. Daß ich so früh anfing, liegt in der Beschaffenheit des Materials, wie ich in der Vorrede hoffentlich werde zu meiner Rechtfertigung darthun können. Nach dem Midrasch folgt die Charakteristik der Gebete, ihre allmähliche Erweiterung mit manchen Nachträgen von Zunz und Rappoport, die dieser, dem ich Alles vorgelesen, interessant und werthvoll gefunden. Dann als Ueberleitung zu dem Auftreten der religiösen Poesie das Eindringen des Aristoteles durch das Medium der Araber — die Gegensätze der orientalen und europäischen Entwicklung des Judenthums — die Charakteristik der arabisch-jüdischen Denker und Dichter, die Notizen über diese, der poetische Stoff, ihre Weltanschauung, und zu den schwierigen Stellen am Ende Anmerkungen.

Hier hast Du einen Conspectus. Möge er Dir zusagen und Deine Billigung finden! Du weißt es wahrlich nicht, mein Theurer! wie unendlich viel mir an D e i n e r Zufriedenheit liegt! Ich habe die Stimmen von Rappoport, Frankel, Mannheimer, also doch wohl fast die wichtigsten, außer Zunz, über das Geschriebene gehört, die Alles als das rechte Wort für die Sache anerkannt und gebilligt — und doch fürchte ich mich vor Dir, wie ein Anfänger! Das wird und soll Dich nicht gewinnen! Aber sei billig und fordere nicht, was entweder ich überhaupt nicht, oder in diesem Falle auch ein Tüchtigerer nicht leisten kann.

Ein Versuch, ein Stück terra incognita zu bereisen, ist das ganze, eine Art Ehrenrettung einer reichen, lebensvollen, unbeachteten Epoche. Nimm nicht etwa Gervinus zum Maßstabe! Deinen schlichten Freund Sachs, der, was er weiß und denkt, auszusprechen versucht, der — wenn er flott werden soll — der Berührung mit dem Zauberstabe eines lebendigen, geistig bewegten Du's bedarf, ohne solches aber fortvegetirt — den denke Dir, und sei hübsch gut und nicht so griesgram, wie jüngst, wo Du Recht hattest, was Du tadeltest, aber Unrecht, daß Du es thatest; denn so werthlos und schlecht sind die Sachen noch lange nicht, als — sie mir gelten und gegolten haben.

Ja noch mehr! Ich kann mich nicht einmal dadurch bestimmen lassen, bei nächster Gelegenheit wieder eine Lese solcher Stücke zu geben — freilich mit mehr Sorgfalt für die Form. Denn ich sehe nicht ein, wieso es genascht heißt, wenn nicht das Ganze in wissenschaftlicher Fassung, aus einem Prinzipe gestaltet, gegeben wird — was Etwas schwerer ist, als Du meinen magst — nur zur vorläufigen Kenntniß durch Auslegung des Details beizutragen! Wenn ich solchen Mittheilungen etwa den Werth einer Leistung beilegte, hättest Du Recht! Ich sollte denken, 500 Stücke der Art vermitteln ein ungefähres Verständniß. Also ein paar Dutzend von Zeit zu Zeit — sind ein Anfang. Doch bin ich wider Willen hierauf zurückgekommen! Rechthaberei ist es wahrhaftig nicht! Aber ich will nicht, daß Du durch zu anspruchsvolle Maßstäbe die Theilnahme für die leisen Anfänge und die ersten unvollkommenen rudimenta verlierst, die dem Auftreten des Rechten vorangehen müssen."

Trotz der zahlreichen rasch aufeinander folgenden Briefen ist an dieser Stelle in der Correspondenz eine bedauerliche Lücke. Veits Antwort nämlich auf den oben mitgetheilten Brief vom 3. Dezember fehlt, die, nach den Anfangsworten des gleich folgenden Briefes zu schließen, sehr heftig ausgefallen sein muß, ebenso die, wie gleichfalls aus unserem Briefe hervorgeht, sehr versöhnlich und maßvoll gehaltene Entgegnung, die Sachs ertheilte. So sehr, aus rein psychologischen Gründen, das Fehlen dieser beiden Briefe zu beklagen ist, — denn es müßte anziehend und lehrreich sein, zu betrachten, wie zwei charaktervolle, kraftbewußte und leidenschaftliche Männer, trotz inniger Freundschaft und

hoher gegenseitiger Achtung in einer Lebensfrage entgegengesetzte Standpunkte vertraten, der eine gewissermaßen den der Verwaltungsbehörde, der andere den des neuanzustellenden Beamten, der sich aber bewußt ist, durch seine Thätigkeit dem alternden Körper frisches Leben einzuhauchen — so wird, wie man vermuthen kann, nichts Thatsächliches dadurch vermißt. Der folgende Brief Veits (25. Dezember 1843) löste die schwebende Differenz in erwünschter Weise; Sachs muß — das erkennt man deutlich — seinen Verzicht auf die Berliner Stelle zurückgezogen haben und sah hoffnungsfreudig den unermüdlichen Anstrengungen seines zielbewußten und siegesgewissen Freundes entgegen.

Veit an Sachs. 25. Dezember 1843.

Ich will Dir nur eingestehen, daß ich eine entsetzliche Angst um Dich ausgestanden habe. Nachdem ich meinen Brief in einem Anfall von grausamer Wollust abgeschickt hatte, las ich meiner Frau den Deinigen vor. Auch sie fand ihn unerklärlich, nicht gerechtfertigt, fast ungerecht, über meine Antwort aber, die ich ihr fragmentarisch mittheilte, erschreckte sie förmlich. Dazwischen kamen uns beunruhigende und unerfreuliche Briefe aus Weimar, die unsere dortige Anwesenheit erforderlich machten. Den Tag vor meiner Abreise ließ ich mir Werdern kommen und berichtete ihm und bat ihn, Dir etwas Balsam zu schreiben, was er gewiß redlich gethan hat.

Die Reise im Winter ist meiner Frau nicht zum Besten bekommen, ich habe sie leidend in Weimar zurückgelassen und werde sie wohl in der ersten Hälfte des Januar wieder von dort holen. Bei meiner Rückkehr fand ich Deinen Brief vor, und dankte Gott, daß er Dir die Milde und Einsicht gegeben, mir meinen Ungestüm zu verzeihen. Es ging mir wider die Natur, Dich so an Dir und Deinem Genius irre werden zu sehen und ich meinte, die Gluth um jeden Preis schüren zu müssen. Aber nein, das klingt wie Absicht, wie eine künstliche, schulmeisterliche Absicht. So hat es nicht in mir ausgesehen. Alles war Trieb, Leidenschaft, Eingebung; ich war durch große Anstrengung aufgeregt, durch Erfolg gehoben und nun plötzlich ein Schlag, woher ich ihn nicht erwarten durfte! Aber Alles ist gut, nicht wahr, mein alter, lieber, herrlicher Freund und wir sind wieder auf neutralem Boden vereinigt: nach bester Einsicht zu handeln und Gott den Erfolg anheimzustellen.

Was ich Dir von hier aus Günstiges berichtete, kann ich nur bestätigen, es geht Alles besser, als ich selbst erwartete. Die künstliche Aufregung ist vorüber, ich zweifle, ob unsere Opponenten noch eine besuchte Versammlung zusammenbringen können. Sie haben eine Antwort erhalten, die Hand und Fuß hat: das Circular des Vorstandes, das nur durch meine Abwesenheit aufgehalten worden war, geht in den nächsten Tagen ab und wird gewiß auch das Seinige beitragen, die Verständigen in der Gemeinde zu orientiren. Das Cultus-Ministerium steht uns zur Seite.

Am vergangenen Donnerstag war die erste Sitzung der aus der Mitte des Rabbiner-Wahl-Collegii gebildeten Commission,

zu deren Präses ich erwählt worden bin. Hier wurden in offizieller Weise zum erstenmale Namen genannt, indem ich die anwesenden Mitglieder der Commission aufforderte, ihre Candidaten zu Protokoll zu geben, wofern sie solche vorzuschlagen hätten. Dr. H. Jacobson, der uns früher opponirt hatte, nannte Dich und Dr. Behrendt, ein Mitunterzeichner der Oppositions-Adresse, sagte, er werde für Dich stimmen, ebenso die Andern, obgleich zwei im Auftrag Dr. Salomon in Hamburg und Dr. Bodenheimer in Hildesheim vorschlugen. Von dem letzteren habe ich nur einen bacherisch abgefaßten Brief gelesen und Predigten mit Motti's aus Cicero gesehen. Jam satis est!

Gegen Ende der Woche ergeht das gedruckte Circular an die Gemeinde, in welchem jedes einzelne Mitglied aufgefordert wird, Candidaten zu nennen. Diese Frist ist vortrefflich zur Abkühlung der Leidenschaften. Doch bin ich darauf gefaßt und bitte Dich auch, es zu sein, daß der Guerillakrieg in den Zeitungen in der Zwischenzeit lebhaft fortgeführt werden wird. Ich vermuthe dies, weil Dr. Freund außer sich ist vor Wuth.

Nun aber genug von all dem tollen, im Grunde doch langweiligen Zeug! Meine tiefste Beschämung über den Ernst, mit dem Du meinen Zorn und meine bösen Worte empfunden hast, muß ich Dir bekennen. Wenn Deine innerste Monas sich mir zugewendet hat, so war es ja eben diese, die ich nicht finden konnte, die ich in der Angst anrief und zürnte, um mich ihrer zu vergewissern. Gewiß ist die meinige ebenso umdüstert gewesen, daß sie den leisen Flügelschlag der Deinigen überhörte, die unter dem Bangen der Creatur doch noch ganz und vollkommen vorhanden war.

Wäre es nicht eigentlich die Pflicht der Freundschaft, in solchen Momenten der Verdüsterung klar und ruhig zu bleiben, die zuckende Creatur wie mit magnetischer Kraft zu beruhigen und die Seele des Freundes zu erretten? Das habe ich nicht vermocht und habe Dir den Triumph gelassen, Dich und mich wieder zurechtzuweisen und mit welcher Liebe und Innigkeit hast Du das gethan, nur mit viel zu großer Härte gegen Dich, mein einzig geliebter Freund. Vergiß mir nur, was Dich gekränkt hat, i ch werde Deinen letzten Brief in meinem ganzen Leben nicht vergessen; wir wollen an dieser Erfahrung recht lange zehren und uns derselben entsinnen, so oft wir uns in einer Ueberzeugung trennen.

Zu guter letzt will ich Dein Nachdenken noch auf den wichtigsten Punkt Deiner hiesigen Funktionen lenken, im Fall Du zu uns berufen würdest — nämlich den Religions-Unterricht. Ich weiß, was mir das Verstehen der Gebete und der Bibel gewesen und bis auf den heutigen Tag geblieben ist, obgleich ich im Hause nicht jüdisch gelebt habe, und möchte dies unendlich wichtige Bildungs- und Erkenntnißmoment der Jugend in erster Frische darbieten und zwar der weiblichen wie der männlichen.

Bedenke die Schwierigkeiten der Aufgabe, einer Gemeinde von 7000 Seelen gegenüber, die in einer Stadt von 330,000 Einwohnern zerstreut lebt, wo die Jugend mit Ausnahme der Schüler der Gemeindeschulen christliche Lehranstalten besucht. Hier werden viele Kräfte in Anspruch genommen werden müssen und man wird der Aufgabe nicht bloß auf Einem Wege beikommen können. Mich beschäftigt diese Sorge unabläßig, theile mir doch Deine Gedanken darüber mit, vielleicht bringen wir schon durch Correspondenz etwas Leidliches zu Stande und verständigen uns wenigstens über einige Vorbedingungen. Soviel ist gewiß, für nichts würde man Dir und dem Vorstand dankbarer sein, als für einen tüchtigen Religionsunterricht. Die Kinder sind den Menschen eine Mahnung an die Zukunft und den Fortschritt: während sie sich von dem Neuen, Werdenden unwillig abwenden, und mit dem Ererbten und Ueberkommenen sich begnügen zu dürfen meinen, lernen sie die Bedürfnisse einer neuen Zeit in ihren Kindern nicht allein anerkennen, sondern auch liebgewinnen. Das ist die ewige Oekonomie der Geschichte, der wir ihre Geheimnisse ablernen wollen.

Ich habe bemerkt, daß die Fanatiker und Denunzianten von 1823 heute die eifrigsten und aufrichtigsten Reformer sind. Als man einem dieser Herren kürzlich seine Inkonsequenz zum Vorwurf machte, erwiderte er: „Nu, wir sind in emmes (Wahrheit) vorgeschritten“. Der Mann hatte sich vor wenigen Jahren zum zweitenmale verheirathet, mit einem jungen, eleganten Mädchen. Die Kinder seines Alters, die Kinder der eleganten, modernen zweiten Frau — er war es sich nicht bewußt — die lagen ihm am Herzen, er wünschte, daß sie Juden würden und merkte doch, daß sie einen andern Weg zum Ziele als er selber gehen müßten. Und war er nicht wirklich durch diese zarte Rücksicht vorgeschritten? — Das Papier und der Tag gehen zu Ende. Ewig Dein, Du Geliebtester!“

Am 21. Januar 1844 konnte Veit zwar nicht im Namen der Wahl-Commission — denn damit war ein anderes Mitglied der Commission betraut — aber vertraulich dem Freunde mittheilen, daß er, da die Mitglieder der Wahl-Commission einstimmig für ihn seien, keine andere Berufung — die nach Cassel ist gemeint — annehmen solle, bevor die Berliner Wahl entschieden sei und stellte die Entscheidung oder wenigstens die Schlußsitzungen der Commission auf Ende Februar fest. Derselbe Brief enthält weitere interessante Auseinandersetzungen über eine noch heute brennende Frage, die des Religions-Unterrichts, die aus diesem Grunde mittheilenswerth ist. Der genannte Geheim-Rath Beckedorff (1778—1858) war von 1821—1827 Leiter des preußischen Volksschulwesens und hatte als solcher auch mit dem jüdischen zu thun; seit 1840 wieder in den Staatsdienst berufen, war er freilich mit ganz anderen Angelegenheiten: Landesökonomie-Collegium beschäftigt; ein Schriftchen von ihm erschien 1848 im Veit'schen Verlage.

Veit an Sachs. 21. Januar 1844.

Kurz nach Empfang Deines letzten Briefes hatte ich mit dem Geheim-Rath Beckedorff, der zu unserer Zeit Regierungs-Bevoll-

mächtiger war, ein Gespräch, das sich um dieselbe Angel drehte, wie unsere letzte Correspondenz. Ja wohl, auf die Gesinnung kommt es vor allen Dingen an, auf das lebendige Bedürfniß nach dem Besseren. Diese Gesinnung aber muß doch auch zu gleicher Zeit Institutionen aus sich heraus gebären, durch deren Organ sie sich fortpflanzt und mittheilt: das Bedürfniß nach dem Besseren muß nothwendig das Gute und zwar das Gute in einer dauerhaften Gestalt hervorbringen.

Also: um den einzelnen Fall im Auge zu behalten. Es wäre thöricht, wenn man immer nur darauf ausgehen wollte, auf die Gesinnung zu wirken, ohne zugleich solche Einrichtungen zu begründen, die eine fortgeschrittene Gesinnung zwar voraussetzen, aber doch auch der schwankenden noch unklaren, in sich selber kämpfenden einen mächtigen Anhalt gewähren. Auch wartet das wirkliche und wahre Zeitbedürfniß nie auf die Individuen: diese sind vielmehr der Ausdruck desselben. Das Bedürfniß nach einem geistanregenden und bildenden Religions-Unterrichts ist thatsächlich in unserer Gemeinde vorhanden: man kann die Menschen mannigfach darüber aufklären und zurechtweisen, denn ich will nicht in Abrede stellen, daß sehr unklare Begriffe neben übermäßig klaren und geläuterten darüber umgehen, aber die beste Lehre ist eine That, ganz und fertig in die Welt gestellt. Und eine That, die ja wieder Lehre ist!

Das wäre doch ein seltsames Verfahren, wenn man eine ganze Generation von Kindern wollte verhungern lassen, bloß weil es noch nicht gelungen ist, die Eltern davon zu überzeugen, daß es im Grunde ihre Pflicht ist, die Kinder zu ernähren. Eines thun und das Andere nicht lassen, lieber Freund, das ist die gebieterische Forderung der Wirklichkeit. Das erste Problem, das hier zu lösen ist, wird der Religions-Unterricht sein. Die äußerlichen Anordnungen werden sich schon treffen lassen, so schwierig auch die Aufgabe ist, Deine Sache wird das Innere sein, die Methode, nach welcher derselbe ertheilt werden soll. Und da ich mir denke, daß Du nicht gern eins der vorhandenen Lehrbücher zu Grunde legen wirst, so ist es um so nöthiger, sich diese Frage klar und bündig zu beantworten.

Wenn nun auch für die frühere Jugend das Lesen der Gebete und der Bibel ausreichen dürfte, so darf wohl für das höhere Alter ein systematischer Abschluß nicht fehlen, der namentlich die feierliche Aufnahme in die Gemeinde wird vorausgehen müssen. Der erste Theil des Unterrichts gibt das Material, das: Jude sein, der zweite die Orientirung in diesem Material, das: sich als Jude wissen — ein Wissen das den Anhängern einer ecclesia pressa dringend nothwendig und überhaupt eines heutigen Menschen würdig und nur dann verwerflich oder mindestens irre führend ist, wenn es nicht auf einer breiten Basis des Könnens beruht. Wie breit diese Basis wird angelegt werden dürfen, da man hier mit den An-

forderungen der Schulen collidirt, die dem Knaben ohnedies den größten Theil der Zeit wegnimmt, bedarf sorgfältiger Ueberlegung.

Noch bevor Sachs diesen Brief erhielt, durch dessen Nachrichten die Berliner Angelegenheit beendet zu sein schien, am 23. Januar — ein Brief von Berlin nach Prag brauchte damals 4 bis 6 Tage — hatte er das von Veit so oft vergeblich verlangte Rabbinerdiplom an jenen geschickt, aber mit der ausdrücklichen Forderung, es Niemanden zu zeigen, ja auch mit Niemandem davon zu sprechen. Er fürchtete, daß die Präsentirung eines solchen Diploms gleichbedeutend mit einer Bewerbung sei und wollte, da er ja wirklich niemals als Bewerber aufgetreten war, auch jeden Schein vermeiden. Gewiß hat Veit diese Forderung des Freundes erfüllt; soweit ersichtlich, lag auch kein Grund vor, den bestimmenden Kreisen ein solches Zeugniß zu produciren.

Langsam, sowohl für Sachs, als für seine Freunde zu langsam, entwickelte sich die Wahlhandlung. Die Behörde machte keine Schwierigkeiten. In einer Verfügung der Minister des Innern und des Cultus (2. März 1844) wurde vielmehr die Vornahme einer Neuwahl nach Frankels Ablehnung gutgeheißen. Leider hat sich über die wirklich erfolgte Wahl — sie wurde noch im Jahre 1844 vollzogen und im demselben Jahre trat Sachs seine Stelle an — kein briefliches Zeugniß erhalten. Der folgende Brief Veits, der mir vorliegt, einer jener großen Briefbogen in Quart, mit Veits gewandter schöner Handschrift beschrieben, ist gleichfalls nicht vollständig; ein Zusatzblatt, das hoffentlich nichts Wichtiges enthält, ist verloren. Gibt er auch, nicht blos seiner Unvollständigkeit wegen, sondern auch, weil er eben nicht am Ende steht, keinen völligen Abschluß, so mag er doch, soweit er vorliegt, hier vollständig abgedruckt werden. Er ist der letzte, siegreiche Appell Veits an den noch immer zögernden bedenklichen Freund, die letzte, Ideales und Praktisches ruhig und besonnen erwägende Schilderung der Verhältnisse, der Absichten der leitenden Männer, der Aussichten des zu berufenden Seelsorgers, zugleich der Nothschrei des besorgten Freundes, es könne doch noch der Erfolg der aufgewandten Mühe verloren gehen; es könne der Ersehnte, in dessen Erscheinen er die Hoffnung auf eine gedeihliche Entwicklung der Gemeinde eine neue schönere Blüthe herzlicher Freundschaft gesetzt, diese Hoffnungen täuschen.

Veit an Sachs. 19. April 1844.

Ich habe Dir lange nicht geschrieben, aus der üblen Gewohnheit, daß ich in Geschäftsangelegenheiten gern gewisse Epochen abwarte, in denen die Dinge um einen Schritt fortgerückt sind, bevor ich wieder zur Feder greife. Nun weiß ich aber nicht, wo ich anfangen soll. Also zuerst Dein letzter Brief! — Was fällt Dir ein, daß ich Dir etwas übel nehmen könnte, was Du darin sagst? Solcher Zweifel, solch ein Erbeben ist der Schauer der Creatur vor der Nähe des Ewigen, das an dieselbe herantritt und zur That aufruft.

Wenn Du einmal über Exodus 4, 13 predigst, so wirst Du die Regungen aus Deiner Lebens-Erfahrung schildern können, die den göttlichen Mann bewegt haben müssen, Du wirst aber auch zum Schlusse nicht vergessen dürfen, wie er sich aufgerafft hat und

vor Pharao und das Volk hingetreten ist. Gott will Dich, mein theurer Bruder und wie er sich vor Mose'n verstellt und mit der Stimme des geliebten Vaters geredet hat, so macht er sich auch mit Dir einen Fastnachtsspaß, er lockt Dich mit der Stimme Deiner Freunde und liebsten Verwandten, mit dem Antlitz der Wissenschaft und edler Geistesbildung, zu deren Jünger Du Dich geschworen hast.

Wollen wir uns mit der Critik um todte Begriffe streiten? Oder nicht vielmehr die gegenwärtige Lebendigkeit der heiligen Schriften darthun, indem wir den alten Herren einigen Einfluß auf unser Thun und Lassen verstatten und ihre Auferstehung auf diese Weise feiern und allem Volke verkünden? Glaube auch nicht, daß meine Art, die Dinge zu sehen, zu hoch gegriffen sei, ich stecke zu tief in der Praxis und habe keine Zeit zu schwärmen.

Meine Ansicht über die hiesige Opposition habe ich Dir mehrfach auseinandergesetzt und sie hat sich glänzend bewährt: überall, wo es darauf ankommt, noch zuletzt bei der Bewilligung des Gehalts, das mit 21 gegen 4 Stimmen durchgegangen ist, wird sie geschlagen oder bleibt vielmehr gänzlich vereinzelt. Du erläßest mir gewiß den Beweis, den ich mir auf mündliche Relationen versparen muß, weil ich mit solchen Lumpereien meine Zeit nicht zersplittern mag. Uebrigens ist gegen Dich niemals opponirt, sondern, wie Du weißt, nur wegen formeller Differenzen Einspruch gethan worden.

Daß gegen Deine Wahl ein Protest eingegangen, ist eine baare Zeitungslüge. Seit der Eingabe, die am Tage vor Deiner Wahl von 86 gepreßten Gemeinde-Mitgliedern, die heute nicht mehr wissen, wozu sie ihre Namen hergegeben haben, unterzeichnet und dem Wahl-Collegio eingereicht worden ist — wovon ich Dich zur Zeit unterrichtet habe — ist kein Protest weiter eingegangen. Laß' Dir doch solches Geschwätz nicht zu Kopf steigen: die Schreiber in den Judenzeitungen und anderen Blättern sind voll Neid auf Dich und wollen Dir Deine Berufung nach Berlin verleiden — das ist, ich weiß es **positiv**, die directe Absicht und zu diesem Behufe werden etliche dieser Lumpe systematisch abgerichtet, vielleicht auch bezahlt.

Also, Summa summarum: Was sich bis jetzt von Gegnerschaft, nicht gegen die Person, sondern gegen die Maaßregel aufgethan hat, ist gleich Null, keine Ader eines religiösen Moments ist darin zu verspüren und die kleinen „Zerrereien und Scharmützel" haben trefflich gewirkt, indem sie die große Menge derer, die ruhig erwarten, was ihnen gegeben wird, aus ihrer Trägheit geweckt haben, weil auch die Ruhigsten nachgerade über die Kläffer sich ärgern, die ewig auf ihr erstes Wort wieder zurückkommen, ohne einen neuen Gedanken zu erzeugen.

Uebrigens wollen wir diesen Kläffern danken, denn, was ohne Widerspruch durchgeht, hat bei uns in Berlin keine Existenz. Aber auch erwartet wirst Du mit großer Sehnsucht und zwar nicht von Wenigen, darunter namentlich den Frommen, die doch am Ende das beste Material für Deine Wirksamkeit sein

werden. Die „Gebildeten unter ihren Verächtern", nämlich die wahrhaft Gebildeten wirst Du gleichfalls bald auf Deiner Seite haben, nur die Zeloten auf beiden Seiten, die starren Formgläubigen und die ver- (Bruno) bauerten Selbstanbeter werden Dir Steine in den Weg legen. Denn freilich, ein „einhelliges Wollen" kann ich Dir nicht verbürgen und ist hienieden nicht vorhanden: wäre es aber vorhanden, so würde es des Gärtners nicht bedürfen, um die „zarten, edeln Pflanzen" zu pflegen. Darum ziehe Dir Handschuhe an und fürchte Dich nicht davor, einige Nesseln auszujäten. Wenn man das Unkraut derb anpackt, so sticht es nicht, das weiß ich noch aus meinen Kinderjahren. Mit Einem Worte: Du würdest der Berliner Gemeinde bitter Unrecht thun, wenn Du ihr die Wallungen einer ephemeren Opposition anrechnen wolltest: wenn Dir jemals eine gewichtige Gegnerschaft erwächst, so besteht sie ganz gewiß aus anderen Elementen und Personen als die gegenwärtige.

Noch eine Bemerkung will ich nicht herunterschlucken. Du distinguirst nicht ganz richtig zwischen „Sache" und „Person". Die Personen sind nun einmal die Organe und das Material für die Sachen. Organe sind diejenigen, die sich mit dem wesentlichen Gedanken der Sachen erfüllt und durchdrungen haben, Material die große Menge der Willigen und Unwilligen. Die Sache kann sich also nur durch ewig fortgesetzten Kampf mit den Personen geltend machen, wobei nicht zu vermeiden ist, daß einige Scharmützel vorfallen. Es ist vielmehr erhebend und belehrend zugleich, zu beobachten, wie die Sache sich durchsetzt, allen Persönlichkeiten zum Trotz und wie das ganze Leben ein Ringen des Gottes mit dem Menschen ist. Ich kann sagen, daß ich in meiner Amtsführung dergleichen erlebt und mir zum Bewußtsein gebracht habe: je freier das Leben sich bewegt, desto häufiger bietet sich zu solchen Ringübungen der Anlaß, die der Seele eine erfrischende Heiterkeit, eine wahrhaft göttliche Ironie hinterlassen.

Nun von den Stellungen, die Dir geboten werden. Cassel hat viele glänzende Seiten, doch auch manche Schatten. Die Emancipation dort steht auf dem Papiere, ihre Ausführung wird durch ein System von Chikanen hintertrieben, welche direct vom Churprinzen ausgehen. Die kirchlichen Verhältnisse der Juden sind dort freilich geordnet, hier sollen sie es für 200 000 Juden werden und Du wirst den wichtigsten Antheil daran haben: nach meiner Ansicht aber kann nur dann von einem jüdischen Kirchenwesen die Rede sein, wenn dasselbe erst einmal in einem großen Staate Gestalt und lebendige Vertretung gewonnen hat und dadurch die Möglichkeit gegeben ist, auch kleinere Staaten in den großen Verband hineinzuziehen. Nur kein preußisches, anhaltinisches Judenthum! Diese kleinen Verbände aber, Kirchenrath, Oberrath, Landesrabbinat u. s. w. so ehrenwerth sie als Anfänge einer besseren Organisation sind, leiden doch, wie mir scheint, an einer philisterhaften Enge, die mit ihrem Duodez-Kirchenwesen zusammenhängt.

Ueberdies ist Cassel keine geistig sehr bewegte Stadt und eine innere Stimme sagt mir: Für Cassel darfst Du bei der Liebe, die Dich in Prag zurückhält und der Stimme, die nach Berlin ruft, nicht optiren. Die Wahl bleibt nur: Prag oder Berlin! — Daß Deine Wirksamkeit in Prag erweitert werden soll, ist lockend, aber Du verkennst wohl auch nicht die Schwierigkeiten. Angenommen, daß Landau nicht flunkert — wird im Reiche der Mitte eine Anstalt zu Stande kommen, wie Du sie wünschest, wird sie nicht nach dem allgemeinen Modus zugeschnitten oder vielmehr verschnitten werden? Steht ein Anderes in Aussicht, so hast Du Dich sieben Jahre lang über die dortigen Zustände getäuscht. Hier findest Du ein Seminar vor, das zwar bis jetzt noch in keinem sonderlichen Credit steht, das aber, wie die Wenigen, die ein Auge für die Zukunft haben, eingestehen, nur die Vorstufe für eine Rabbiner-Bildungs-Anstalt ist, ein Central-Institut, das, nach unserem Antrage beim Ministerium, von allen Preußischen Gemeinden unterhalten werden soll.

Dein Gehalt ist auf rthl. 1200 Fixum und rthl. 300 Miethsentschädigung festgestellt. Der Commission der 27 ist vorgestellt worden, daß man Dich mindestens eben so hoch in Thalern stellen müsse, als Du dort in Gulden stehst. Dein dortiges Einkommen hast Du mir einmal auf 1700—1800 Flor. angegeben, und da ich weiß, daß Du nicht scharf rechnest, so habe ich die 2000 Flor. voll gemacht. Zugleich ist die Hoffnung ausgesprochen worden, daß Deine Berliner Emolumente hoffentlich eben so hoch sein würden wie die Prager.

Bedenke, daß Du hier die ganze Gemeinde hast: nach der Meinung derjenigen Vorstands-Mitglieder, die dergleichen verstehen, würdest Du im schlechtesten Falle auf rthl. 800 rechnen können und im Nothfalle ist eine Brücke offen, um Dein Einkommen zu erhöhen. Hierzu werden sich übrigens gewiß Gelegenheiten genug darbieten, wenn Du nur erst in der Gunst der Gemeinde bist. — Fürs erste wirst Du hier eben so stehen wie dort, d. h. den Gulden als Thaler gerechnet und ich kann Dir die Versicherung geben, daß ich die Jahre her nicht mehr gebraucht habe und brauchen konnte als rthl. 2300—2400 incl. meiner Wohnung, die rthl. 300 kostet.

Freilich hat mir Gott einen Segen versagt, der Dir Sorge und Ausgaben macht: dafür gelte ich aber für einen Kozen und bin Parneß und werde honorirt von Jud' und Christ. Wenn Dir gegenwärtig so glänzende Anerbietungen gemacht werden, so kann ich freilich Dir hier nicht eben so viel bieten, aber kannst Du Dich wirklich von Privaten besolden lassen? Ich glaube nicht. Und was Du nicht annehmen kannst, hast Du nicht.

Glaube mir, lieber Freund, daß ich viel über diesen Punkt nachgedacht und in Deine Lage mich zu versetzen gesucht habe: aber ganz abgesehen von dem Interesse der Berliner Gemeinde und dem allgemeinen der jüdischen Gesammtheit, das ich heute bescheidentlich hinter den Ofen setze, muß ich auch glauben,

daß Du für Dein eignes Interesse am besten sorgen wirst, wenn Du die hiesige Stellung, die eine so bedeutende Zukunft hat, annimmst. Sobald Du in Berlin bist, denkt man nicht mehr daran, bei Oettinger's Lebzeiten das Ober-Rabbinat zu besetzen, das, wenn mich nicht Alles trügt, Dir gesichert bleibt. Was mich erschreckt, ist die Meinungs-Aenderung des ehrwürdigen und weisen Herrn Rabbiner Rappoport, der doch aber die hiesigen Verhältnisse weniger genau kennt als Du selbst.

Sachs' Antwort auf diesen Brief liegt mir nicht vor, wie überhaupt keine Aeußerung von ihm aus dieser langen und bangen Zeit der Wahl und Qual. Die Wahl wurde am 25. März 1844 vollzogen. Zu dem officiellen Schreiben des Vorstandes schickte Veit (23. April 1844) ein privates Erläuterungsschreiben. Er bat darin den Freund, die nur auf 10 Jahre erfolgte Gehaltsbewilligung nicht zu urgiren, da dies blos formell sei, ferner sein Staatsbürgerrecht nachzuweisen, die Annahme der Stellung in den bestimmtesten Ausdrücken zu erklären und vor einer etwaigen Ueberbürdung nicht zurückzuschrecken.

Veit an Sachs. 23. April 1844.

Findet sich, daß das zu Leistende die Kraft Eines Menschen übersteigt, so wird man Rath schaffen müssen, vorläufig jedoch scheint mirs von höchster Wichtigkeit, daß dies organische Ganze von Thätigkeiten Einem Individuum auferlegt werde, damit das todte Wort nur einmal Fleisch werde. Das Leben selbst, die Einsicht und den guten Willen, seine Forderungen zu verstehen, wollen wir weiter sorgen lassen. Bei aller Selbstständigkeit, die ihr gebührt, und die ihr in jedem Moment vorbehalten bleibt, habe ich doch die rabbinische Thätigkeit nie anders denn als integrirenden, geistig belebenden Theil der Gemeinde-Verwaltung auffassen können, da mir nichts verhaßter ist als das: Staats- und Kirche-Spielen, das Frankel im Sinne hat. Freilich, wenn der Frankfurter aus Reformern bestehende Vorstand an Stein die Forderung stellt, daß er die Gutachten, die ihm von der Behörde abgefordert werden, zuvor dem Vorstand zur Genehmigung vorzulegen habe, so konnte Stein nicht anders als seine Stelle niederlegen.

Nach unserer Auffassung bist Du der theologische Consulent des Vorstandes für die Arbeiten, die ihm vorliegen: wenn die Behörde den Dr. Sachs direkt zu einem Gutachten auffordert oder der Dr. Sachs sich aus irgend einem Grunde bewogen findet, ihr seine Ansicht darzulegen, so hat der Vorstand sich eben so wenig darum zu bekümmern, als um die Handlungen irgend eines Mitgliedes der Gemeinde.

In demselben Briefe bemerkte Veit noch, daß zugleich mit Sachs Zunz in den Schulvorstand treten werde, damit dieser leicht gereizte Gelehrte nicht von vornherein zu dem neuen Ankömmlung in eine schiefe Stellung gerathe.

Sachs scheint die Absicht gehabt zu haben, zur Rabbinerversammlung in Braunschweig zu gehen. Von diesem Schritt rieth ihm Veit ab, in einer so

absonderlichen, die ganze liberale Richtung und die Bedeutsamkeit jener Bewegung, sowie die eigene ziemlich isolirte Stellung so gröblich verkennenden Art, daß dieser Theil seiner Auseinandersetzung, so sehr contrastirend mit Veits sonstiger klarer, die Verhältnisse richtig würdigenden Anschauungsweise mitgetheilt werden muß. Er schrieb:

Veit an Sachs. 29. Mai 1844.

„Aber ich möchte auch nicht, daß Du diesem Gesindel [es war unmittelbar vorher von einem übelberüchtigten Gelehrten in Leipzig die Rede] reellen Stoff gäbest, Dich zu besprechen und zu beschnüffeln. Und dies und mehr noch fürchte ich von Deiner Anwesenheit in Braunschweig. Ueber diese Versammlung habe ich mich kürzlich erst in L. gegen Frankel ausgesprochen und wir kamen uns in Allem entgegen.

Ich habe gewiß nichts gegen Synoden, halte sie vielmehr für ein sehr wichtiges Förderungsmittel des kirchlichen Lebens, aber sie müssen entweder aus einer realen Organisation der kirchlichen Zustände und Verhältnisse hervorgehen, oder doch mindestens durch bedeutende Persönlichkeiten angeregt und nach und nach erweitert worden sein. Der Entstehungsgrund aber der Braunschweiger Synode, die durch Journal-Artikel zusammengeblasen wird, ohne daß ein Kern vorhanden wäre, an den sich die Schwachen und Haltlosen anlehnen könnten, verspricht keine Dauer für die Zukunft. Das Institut ist sehr unreif, weil die rechten Männer noch nicht vorhanden sind, und die Masse der Schreier ganz gewiß die wenigen Verständigen übertäuben wird.

Das Hospital in Jerusalem, eine Rabbiner-Verschwörung, um die Rechte der christlichen Geistlichkeit zu erlangen, also die Gemeinden zu Amhoorez zu degradiren, und endlich Statuten, wo man noch nicht weiß, was man will und kann und soll, das sind die sauberen Propositionen, die diesem Rabbiner-C o n v e n t vorgelegt werden sollen. So viel ist gewiß, daß er mit S c h r e c k e n enden und sein positiver Gehalt höchstens auf ein koschres Zweckessen hinauslaufen wird. Und nun Du mitten unter den Weisen, jedes Wort, das Du sprichst, begierig aufgefaßt, verbreitet, entstellt und Du wirst nicht umhin können, Dich über die wichtigsten Fragen auszusprechen. So geht Dir für Deine neue Stellung die Frucht der keuschen Zurückhaltung verloren, die Du bisher beobachtet und die Dir im praktischen Thun gewiß um so mehr zu Gute kommen muß, als nicht Jedermann Dich zu berechnen im Stande sein wird.

Du verstehst mich gewiß nicht so, als ob ich Dir abrathen wollte, Dich offen und ehrlich auszusprechen, nur die Gelegenheit gefällt mir nicht dazu und scheint mir, gewiß nicht mit Unrecht, sogar gefährlich. Irgend eine diplomatische Entschuldigung, am besten wohl die Nothwendigkeit, ins Bad zu gehen und die Unschicklichkeit, in diesem Semester, dem letzten in Prag, zwei Reisen

hintereinander zu machen, werden wohl ausreichen, um Dich von Braunschweig zu emancipiren. Solltest Du aber doch hingehen, so möchte ich wohl mit Dir auf irgend einem Punkte der Eisenbahn zusammentreffen, was wir späterer Verabredung vorbehalten wollen."

Sachs nahm an der Braunschweiger Versammlung nicht Theil; die Correspondenz der Freunde wandte sich anderen Dingen zu. Das Berliner Polizeipräsidium forderte von Sachs (16. Mai 1844) erneute Naturalisirung, da durch Annahme eines auswärtigen Amtes seine Qualität als preußischer Unterthan aufgehoben sei, stand aber von seiner Forderung ab, als erwiesen wurde, daß Sachs durch Annahme seines Prager Amtes keine österreichischen Unterthanenrechte erworben habe. In den folgenden Briefen hatte Veit von einzelnen Gemeinde-Angelegenheiten zu sprechen: der Einweihung der Alterversorgungs-Anstalt, baulicher Veränderungen in der Synagoge, z. B. dem Wegreißen des Almemor.

Nach dem, was man von Sachs weiß, kann man, auch ohne ein bestimmtes Zeugniß zu besitzen, sagen, daß er, nachdem die Entscheidung endlich gefallen war, mit voller Freude der neuen Lebensphase entgegensah. Nun gab er alle Bedenken auf und lebte sich völlig in den ihn beglückenden Gedanken hinein, eine neue Wirksamkeit in einem großen Kreise zu beginnen und mit dem alten Freunde ein schönes Leben zu führen.

Einen Widerhall dieses Glückgefühls meint man aus dem Briefe zu vernehmen, den Sachs aus Franzensbad, wo er zur Erholung weilte, am 1. August 1844 an Veit richtete. Die darin erwähnte Fieschi-Parodie (Fieschi, der die „Höllenmaschine" gegen Louis Philippe richtete, 1835) bezieht sich auf das damals erfolgte Attentat gegen den König Friedrich Wilhelm IV. Das Urtheil über Berthold Auerbach wird man mit besonderer Freude lesen. Sachs' Vorhersagung, wenigstens in dem Sinne, daß diese Bücher, deren erste Sammlung Mannheim 1843 erschienen war, zu wirklichen Volksbüchern würden, erfüllte sich reichlich. Auerbach war damals wohl noch nicht mit Veit bekannt, später 1846, sicher 1859, wurde er es und gehörte, noch Jahrzehnte, nach Veits Tode, zu den Intimen des Veitschen Hauses. Ob er mit Sachs bekannt war, weiß ich nicht.

Sachs an Veit. 1. August 1844.

„Die alte Geschichte von dem, der nicht früher in's Wasser gehen wollte, als er schwimmen gelernt, und wie ich vermuthe, deshalb auch wirklich nie schwimmen lernte, hat sich bis dato als eine sehr wahre erwiesen. Ich hatte Dir nicht früher schreiben wollen, als bis es mich zum Schreiben drängte oder bis es sich selbst schrieb. Und so hab' ich von Tag zu Tag und Woche zu Woche gezögert, aufgeschoben und gesäumt, es liegt wie eine Wüste die ganze Strecke vor mir, in der ich von Dir nichts gesehen und Du nichts von mir, sie kommt mir länger, öder, kahler vor, als vielleicht Dir. Nun aber kann ich nicht länger aufschieben! So sicher ich bin, daß es auch heute zu keinem honetten Briefe kommt, wie es sich unter ehrlichen Leuten und Freunden gehört und gebührt, so muß ich *schreiben*, damit Du wenigstens mein Schwarz auf Weiß zu sehen bekommst.

Aber was? — Siehst Du, das hat man vom Aelterwerden und Gescheutsein! Vor 10 Jahren wäre ich keinen Augenblick in Verlegenheit gewesen! Ich hätte in glücklichster Unbefangenheit Dir von Dir geschrieben, von dem, was Du mir bist, und auch wohl durch allen Wechsel des Lebens bleiben wirst, und nach meiner Theorie vom Jenseits — auch dort; aber das paßt mir nicht mehr. Das soll man wissen, leben, unveräußerlich und untrennbar und als mit dem Selbst zusammengehörig sich von selbst verstehen lassen — aber nicht sagen — weil wir Beide gerade einen Siebziger machen, und Du ein Parneß und Buchhändler, ich ein — nun, was Du weißt — bin! Hab nur Geduld zu diesen 1½ Seiten! Denn sicher bist Du auf alles eher eingerichtet, als auf solche Expectorationen!

Aber, lieber Junge! wenn man in dem Franzensbade nicht wenigstens gemüthlich sein soll, wo soll man es dann sein und wann sonst und was sonst? Whist spiel ich nicht, tanzen kann ich auch nicht von wegen der Assessorei und Rabbinerei und Predigerei — spazieren gehen kann man auch nicht — denn entweder es regnet Ströme oder es stürmt grausig, und man kann Mantel und Pelz und Merinotuch und Paletot und drei Fracks nebst doppeltem Regenschirm und Gummischuhen brauchen — ich hoffe im October, so Gott will, bei Euch kein solches Wetter zu finden und gescheut sein — das hat man ja auch in der Stadt jedes Jahr 11 Monate — und hier in der süßen Zurückgezogenheit — ich würde sagen Retraite, wenn das nicht am Kurorte einen anrüchigen Nebenbegriff hätte — also eremitage, wo kein Orient und kein Occidient, keine Zeitung und kein jüdischer morning-herald von den Synoden und Concilien, die Mosen und die Propheten wie Schulbüblein meistern, meldet und kündet — was kann da anders sich regen, als die immer klingenden Stimmen, die man im lauten Wirrwarr des gewöhnlichen Thuns und Leidens nicht durchdringen läßt? — Also — pardon, Lieber! die ordinäre raison kommt schon! — —

Einige gute Mußestunden habe ich hier zur Mundirung und Redaction der weiteren Partien meiner Einleitung verwendet. Ich hoffe, sie wird in ihrem ferneren Verlaufe Deinem Interesse in höherem Maße entsprechen, und auch von Seiten der Darstellung Dir recht sein, die mich wenigstens nach öfterem Ueberlesen nicht unbefriedigt gelassen. Die widerwärtige Fieschi-Parodie erregt auch hier Aufsehen. Wenn nur Nichts weiteres dranhängt, ich meine, dran gehangen wird. Das ist die Folge der gräulichen Schaustellungen und pompösen Reden und Gegenreden, mit denen man dergleichen Entartungen in französischen Blättern zu geschichtlichen Ereignissen aufgestutzt.

Wenn Verbrecher ganze Spalten füllen, warum sollen sie nicht Nachahmer finden? Jedner will den Kerl stäupen — mehrere Mal — und dann hängen oder rädern lassen. Ich gebe ihm Recht. Doch seitdem das Beth Din statt der „Urtheile über die Seelen“ nur

über die richtige Schlachtung der Hausthiere zu entscheiden die Competenz hat, und auch die wird von der neumodischen Weltanschauung bezweifelt, so bescheide ich mich und enthalte mich jedes Urtheils.

Wüßt ich nur ein gescheutes Wort vorzubringen! Ich fürchte mich so sehr, Dir nach so langem Schweigen diesen elenden Wisch zuzuschicken! oder vielmehr schäm ich mich meiner Eselei; doch kann ich nicht anders für heute und Du wirst wohl ein Bischen nachsichtig und gut gegen mich sein.

Auerbachs, nicht des Directors, auch nicht des Meßners — Dorfgeschichten haben mich entzückt. So jung war ich seit 15 Jahren nicht, als die 3 Tage, in denen ich sie hier aufgefressen — So liest kein Knabe Grimms Märchen oder keine Grisette ihren Paul de Kock, wie ich die! Schade, daß Goethe das Buch nicht erlebt hat. Der hätte es gewiß hoch aufgenommen und gehalten. Du kennst es und seine Bühne — den Schwarzwald aus eigener Anschauung, nicht wahr? — Wenn das nicht seine 6—8 Auflagen erlebt und einmal um 4 Groschen zu haben ist, so weiß ich, was ich von der Welt — der deutschen — zu halten habe, in der James und Marryat und Ainsworths Henker und Metzgergreuel Uebersetzer und Sue's Schweineställe so rasenden Absatz, ich möchte sagen Abgang, — aber das sind die Sachen selbst — finden. Kennst Du Auerbach? Das Buch ist ein ursprüngliches, ein Typus in der Literatur, so gut wie Homer, natürlich um so viel kleiner, als die Verhältnisse, in denen es sich bewegt, von jenen großen Dimensionen des homerischen Theaters abstehen.

Ueber die Einleitung, von der in dem zuletzt mitgetheilten Briefe und in vielen vorhergehenden Schreiben die Rede war, zu dem 1845 erschienenen Werke: „Die religiöse Poesie der Juden in Spanien", sprach sich Veit in einem Briefe (7. Septbr. 1845) folgendermaßen aus: „Die Fortsetzung der Einleitung habe ich erhalten und mit großem Interesse gelesen, vor Allem die Darlegung des Inhalts des Keser malchut. Das Bestreben, außer dem literar-historischen Detail auch noch Leben und Inhalt mitzutheilen, zeichnet Dich vor Zunz aus und wird Dir den Dank derjenigen Leser erwerben, die mit dem behandelten Stoffe noch wenig vertraut sind, während Zunz, aus der Fülle der Sache heraus, immer nur für Eingeweihte schreibt und dabei einen literarischen Apparat als vorhanden und bekannt annimmt, der weder vorhanden noch bekannt ist. Den ganzen Wurf des Stils finde ich durchaus angemessen, prägnant und würdig, nur habe ich im Einzelnen manche Emendationen vorzuschlagen. Dies gemeinschaftlich durchzusprechen, soll uns ein hoher Genuß sein."

Mancherlei Geschäftliches, Uebersendung der Effekten u. A. wurde noch zwischen den Freunden beredet. Veit erinnerte daran, beim Ornat nichts der Tracht der christlichen Geistlichen Aehnliches zu wählen. Am 27. September 1844 schrieb Veit noch:

Veit an Sachs. 27. September 1844.

„Schließlich habe ich Dir von einem erfreulichen Ereigniß zu berichten. Du weißt, daß bei der Heimkehr des Königs ein öffent-

liches Fest stattgefunden hat und zwar vor demselben Schloßportale, in welchem der Schuß gefallen ist. Mir fiel der Berliner Witz ein, der den Chor in der Antigone die Stadtverordneten von Theben nennt, als die Stadtverordneten von Berlin und sämmtliche Communalbeamte und die Geistlichkeit den entweihten Ort gleichsam entsühnten und durch kirchlichen Gesang reinigten. Der Gedanke ist mehr antik als modern und ich kann mir denken, daß Sophokles einen schönen Chor zu solcher Situation hätte componiren mögen. Nur fehlte leider bei uns nichts weniger als der Sophokleische Text und der Heros.

Unter den „Corporationen der Stadt" waren die Aeltesten, wie bei der Huldigung, eingeladen: ein neues Anerkenntniß der guten Gesinnung unseres Magistrats war es aber, daß das Rabbinat unter der gesammten Geistlichkeit figurirte, die den Zug eröffnete. Da der König sich jede Anrede im Portal verbeten hatte, so mußte eine Deputation hinaufgeschickt werden und Oettinger wurde als Repräsentant der jüdischen Geistlichkeit vom Oberbürgermeister bezeichnet. Demgemäß wurde er auch mit den übrigen Mitgliedern der Deputation Mittags zur Königlichen Tafel befohlen, wo der König mehrere unerhebliche Fragen an ihn richtete.

Bei der gesetzlichen Erniedrigung und Ignorirung der jüdischen Religion ist diese faktische Gleichstellung gewiß von großem Gewicht und möge Dir mein einziger Freund, ein gutes Vorzeichen und ein Beweis sein, daß mein Vertrauen auf die Vernunft der Zeit nicht zu Schanden werden wird. Daß diese Anerkennung noch vor Deiner Ankunft erfolgt ist, hat auch das Gute, daß sie nicht einer geachteten Persönlichkeit, sondern lediglich der Stellung gilt, die das Judenthum zur Gegenwart einzunehmen begonnen hat. Denn obgleich Oettinger naiver Weise geäußert hat: „Er (der König) muß doch von mir gehört haben", und die Sache von dem Gesichtspunkte anzusehen geneigt ist, daß nunmehr ganz Polen nach Berlin strömen wird, um seine Vermittlung bei dem Melech nachzusuchen, so ist Oettingers winzige Persönlichkeit gerade die Folie, welche die gute Gesinnung hervorhebt, die aus diesem Ereigniß unleugbar spricht."

An demselben Tag hatte auch Sachs geschrieben und Bericht erstattet über die glückliche Beendigung der schweren Arbeit des Versöhnungstages — er predigte morgens 1¾ Stunden und Abends 1 Stunde „Mein Zuhörer unter Anderen, d. h. über alle Anderen war Zunz". Er theilte mit, daß Mannheimer „mein Auftreten in Berlin als ein ihm von Gott beschiedenes Glück ansehe" und schloß „in Liebe und ewiger Treue" mit den Worten: „Nun möge uns das mündliche Wort für die Dürre und Ertragslosigkeit der bloß geschäftlichen und äußerlichen Schreibereien der jüngsten Wochen und das Aug' in Auge für jahrelanges Hoffen und Sehnen entschädigen!"

Am 11. Oktober war Sachs mit den Seinen nach Leipzig gelangt. Als er von dort aus dem Freunde seine Ankunft in Berlin meldete, begann er seine Zeilen mit den Worten: „Mit diesem Briefe, geliebtester Freund, schließt sich

durch die segensreiche Fügung Gottes unsere Correspondenz" und schloß: „Gott segne Dich, Geliebter, und gebe uns ein freudiges Wiedersehen zu langem, segenvollem Zusammenwirken."

Am 13. Oktober 1844 traf Sachs in Berlin ein.

Von 1844 bis 1864, dem gemeinsamen Todesjahr beider Freunde, lebten Sachs und Veit in Berlin zusammen. Die Intimität der Freunde, die sich schon vor 1835 vorbereitet, die sich durch einen fast zehnjährigen Briefwechsel gestärkt hatte, wurde durch das Zusammenleben der Freunde nicht nur nicht gestört, sondern gestärkt. Es war ein seltenes erquickliches Miteinanderleben. Gar manche Hoffnungen und Aussichten wurden freilich nicht erfüllt. Das Seminar, das für Sachs eine Lehrstätte höherer Art werden sollte, hörte 1848 auf und die 1859 begründete Lehrerbildungs-Anstalt blieb ihrer ganzen Bestimmung nach eine Elementarlehrern dienende Anstalt, an der Sachs zwar als Revisor thätig war, ohne doch selbst Unterricht zu ertheilen und ohne daran denken zu können, sie zu einer wissenschaftlichen Lehranstalt zu erweitern oder mit einer solchen zu verbinden. Auch jene Hoffnung, daß Sachs als wirklicher Oberrabbiner auch äußerlich an der Spitze der ganzen Gemeinde stehen würde, erfüllte sich nicht: er blieb Rabbinats-Assessor, der freilich in ganz anderer Weise als seine zwei Collegen, ältere Männer, streng orthodoxer Richtung, ohne volle deutsch-wissenschaftliche Bildung, einem großen Theile der Gemeinde Führer wurde.

Die in den Jahren 1844—1864 gewechselten Briefe sind meist kurze Billete von Haus zu Haus, nur während einzelner Geschäfts- oder amtlicher Reisen, die Veit, oder Badereisen, die Sachs unternahm, wurden größere Briefe geschrieben. Der Inhalt dieser Billete ist ein sehr mannichfaltiger. Persönliches wechselt mit Amtlichem, wissenschaftliche mit Gemeinde-Angelegenheiten. Erwähnung verdient ein hübscher Glückwunsch von Sachs zum 70. Geburtstag von Veits Mutter. Einzelne Briefe enthalten Urtheile über Manuscripte, die der Veitschen Buchhandlung zum Verlage angeboten waren und die, als zu Sachs' Domäne gehörig, diesem zur Beurtheilung übergeben wurden; andere sind Nachklänge mündlicher Gespräche, daher, da der behandelte Gegenstand nur angedeutet ist, schwer verständlich. Gelegentlich werden Grüße bestellt, z. B. von Varnhagen, ein Beweis, daß Veits Verhältniß zu diesem hervorragenden Schriftsteller sich neu geknüpft haben muß. Aus einem Briefe geht hervor, daß Sachs während der Berathungen des vereinigten Landtags über die Angelegenheiten der Juden (1847) Herrn von Saucken zu gewinnen oder den bereits Gewonnenen in seiner günstigen Stimmung zu erhalten suchte. In einem andern schickte Sachs Anmerkungen und Bedenken zu dem von Veit herrührenden Entwurfe des Gemeindestatuts, deren Mittheilung jedoch deswegen hier unterbleiben muß, weil zu ihrer Erklärung zuviel aus dem Entwurf selbst herbeigezogen und Vielerlei erörtert werden müßte, was schließlich gar nicht Gesetz geworden ist.

Das Wollen beider Freunde wird trefflich charakterisirt durch einen Brief Veits, der am Schluß des ersten freilich nur in seinem letzten Viertel gemeinsam verbrachten Jahres ihre Anschauungen und Gefühle zusammenfaßt.

Veit an Sachs. 31. Dezember 1844.

„Es war gewiß ein gesegnetes Jahr, das uns zusammengeführt hat und es ist recht und billig, kurz vor Thoresschluß, sich

dessen nochmals bewußt zu werden und sich auf die weitere Reise die Hand zu schütteln. Wir haben lange Zeit gebraucht, um uns den Boden zu bereiten: möge das neue Jahr, von dem ich viel erwarte, den Beginn der Ernte bringen! Manchmal, wenn ich die Geschichte betrachte, bin ich ungeheuer geduldig, manchmal wieder habe ich ein Grauen vor dem stürmischen Vorrücken der Zeit und höre — nicht die Gräser — aber die Menschen wachsen, die Jugend, die doch einen vollgültigen Anspruch an unsere Thätigkeit hat.

Dann berechne ich mir die Jahre meines Parnassats und bemerke mit Schrecken, daß der Knabe, der Antritt meines Amtes sechs Jahre alt war, heute schon ins zwöfte geht und um die Erziehung in der Atmosphäre eines edleren Gottesdienstes und einer mächtigen Erregung durch eindringlichen Unterricht eigentlich schon wieder betrogen ist.. Dies neue Jahr muß ein Stufenjahr werden, das uns ein tüchtiges Stück in die Höhe hebt. Und sollte es dem redlichen Willen nicht gelingen, sich fühlbar zu machen? Ich rechne mit Sicherheit darauf.

Caeterum censeo: Wir stehen doch am Vorabend großer Ereignisse, d. h. wir sind schon mitten drin in einer leisen, aber unhemmbaren Umwandlung aller gesellschaftlichen Einrichtungen. Die Zeit ist im Zahnen und wenn der Morgen anbricht, so hat sie unfehlbar tüchtige Beißer und Haare noch obendrein auf den Zähnen. Auch dafür müssen **wir** uns rüsten und fertig sein mit den Vorbereitungen, wenn der Tag kommt, damit wir, mit vollem Bewußtsein über das, was wir sind und wollen, den Posten einnehmen und behaupten mögen, für den wir bestimmt sind. Schefer schrieb mir einmal, er wolle die Juden in einer eignen Schrift ermahnen, daß sie doch um Gotteswillen nicht den dummen Streich machen sollten, **jetzt noch** Christen zu werden, es wäre gar zu sehr Schade darum. Ist das nicht naiv?

Als Zeugniß von dem freilich leicht begreiflichen außerordentlichen Interesse, das beide Freunde den Verhandlungen des vereinigten Landtags 1847 über das Judengesetz widmeten, mag folgender Brief dienen (16. Juni 1847), den Veit dem nur auf wenige Tage von Berlin abwesenden Freunde nachsendete, wobei es wohl nicht nöthig ist, den erwähnten Politikern biographische Daten beizubringen.

Veit an Sachs. 16. Juni 1847.

„Am Montag haben in der Stände-Curie gegen dreißig Redner und gestern wieder eine bedeutende Anzahl nur über die Prinzipienfrage gesprochen; erst gegen Ende der Sitzung begann die Debatte über die einzelnen Paragraphen des Entwurfs, die bis zum § 14 gediehen ist. Dreißig Rednern ist überdies das Wort abgeschnitten worden. Also hat sich die lebhafteste Theilnahme kundgegeben. Thiele und Brüggemann vertheidigen den Entwurf und den christ-

lichen Staat, nur Beamte und obscure Namen haben sich ihnen angeschlossen, ein Herr von Mylius, Graf Landsberg, die beiden Manteuffel und zwei bis drei Andere.

Die ganze Intelligenz des Landtags hat für völlige Gleichstellung gesprochen, Beckerath, Camphausen, Mevissen, Vincke dreimal, Milde, Sperling, Gottberg u. s. w. Thiele hat den christlichen Staat, wie mir Mevissen versichert, in einer trefflichen Rede demonstrirt; gegen ihn trat Vincke auf mit zermalmender Dialektik und Ironie und fast Zunzischen Wendungen. Er frage den General der Infanterie, ob er das Gebot: „Du sollst nicht tödten" gehalten habe, den Minister des Schatzes, ob er dem Verbote, Schätze zu häufen, nachgekommen sei. Eine Abstimmung über das Princip ist glücklich vermieden worden, obgleich die Rheinländer wieder geneigt waren, das Glück auf die Probe zu stellen wie bei der Dissidentenfrage.

Sperling hat es verhindert, und die Debatte auf die Details gelenkt und zwar in der Art, daß von § 2 angefangen und die Abstimmung über § 1 bis auf den Schluß verspart wurde. Bis jetzt hat die Versammlung dem Abtheilungs-Gutachten beigestimmt, doch ist aus den bisherigen Abstimmungen nichts zu schließen, da der Gegenstand derselben noch nicht politischer Natur war."

Größeres Interesse nehmen naturgemäß diejenigen Briefe ein, die während der Entfernung eines der beiden Freunde aus Berlin geschrieben wurden. Dann fühlten die Freunde, die an ein ausführliches, mündliches Durchsprechen aller sie interessirenden Dinge gewöhnt waren, das Bedürfniß, sich schriftlich über das Eine oder Andere zu äußern.

Veit war bekanntlich Politiker und war seit 1848 Mitglied mancher politischen Körperschaften. Schon vorher mögen in den Gesprächen die politischen Angelegenheiten behandelt worden sein, und bei diesen Unterredungen eine Gemeinsamkeit des Standpunkts, wie in religiösen und literarischen Dingen sich gezeigt haben. Veit war auch in politicis ein gemäßigter Mann, jeder Gewaltmaßregel abhold; daher mußte die Ermordung Auerswald's und Lichnowsky's in Frankfurt (18. September 1848), seiner Collegen im Parlament einen furchtbaren Eindruck auf ihn machen. Aber auch Sachs empfand keinen geringen Schauder und gab diesem in folgendem sehr merkwürdigen Briefe Ausdruck:

Sachs an Veit. 21. September 1848.

„Auf einem Umwege ist mir heute früh die Nachricht zugekommen, daß Du den Deinigen geschrieben und Gottlob wohl bist. Ich kann es mir aber nicht versagen, selbst die Frage nach Deinem Ergehen und ob Du ferner dort zu weilen gedenkst, an Dich zu richten, es Dir überlassend, ob Du mir antwortest.

Ich möchte Dich nicht länger an einem Orte wissen, der durch Verrat befleckt ist, durch grause Blutschuld entweihet, durch das empörendste, für alle Zeiten gebrandmarkte Zetteln von entsittlichten Meutrern und Aufwieglern wie ein locus nefastus erscheint. Nicht

die Angst um die Dich bedrohende Gefahr, die die Güte Gottes wenden mag und wird von Deinem Haupte, sondern mein beleidigtes gekränktes Ehr- und Rechtsgefühl gibt mir diesen Wunsch ein. Und wenn elysische Ruhe dort waltete, ich möchte dort nicht bleiben, wo ein solches ἄγος lastet, ungesühnte Blutschuld, die selbst gastliche Barbaren nicht auf sich nehmen, als ein Miasma um Rache schreit.

Ist es doch, als sollte in kompendiöser Kürze uns der Beweis geliefert werden, daß alle Greuel uud Grauen der Cabinetspolitik und -Justiz, alle Schmach und Schande der gestürzten Dynastie ihr paroli in dem „souveränen Volke" finde. Welcher Macchiavell mit einer noch so sophistisch-jesuitischen, weitfaltigen Moral könnte dem Absolutismus so nachdrücklich unter die Arme greifen, und ihm auf das Pferd helfen, das, sich bäumend, ihn abgeworfen, als diese grundsatzlosen feilen Linken? Ist für die durch geheimen Mord verschwundenen Gesandten nicht nun eine eclatante Satisfaction gegeben?

Der brave, würdige Auerswald ermordet! als Deputirter der deutschen Nationalversammlung, von den Helden der Idee des einigen deutschen Vaterlandes, von den Weltverbrüderern, von den in Brüderlichkeit schwimmenden und sich badenden, weil er ein Preuße ist und ein redlicher, gerader Mann! Und dieses elende Gesindel erfrecht sich, heute die Abschaffung der Todesstrafe für Verbrechen, als zu unmenschlich zu fordern und morgen die Versuche zur Wahrung einer Volks-Individualität, des heiligsten Menschenrechtes, als partikularistisch zu verpönen. Die hohle Phrasenmacherei und lügnerische Wortdrescherei, die sonst in kleinen Kniffen und ungefährlich als Salon-Rhetorik sich erging, hat jetzt die ganze Welt zur Arena gewonnen und ergeht sich nun auf weitem Plane unheilvoll und verderbenschwanger!

Die Völker sollen frei sein, sich selbst regieren, und da, wo die Selbstregierung anhebt und aufhört — die des Individuums, der sittlichen Selbstbefreiung durch Selbstüberwindung und Zügelung, soll die Zügellosigkeit und Knechtschaft walten! O die gehöhnte Sittlichkeit und geächtete Religion — nicht „Kirche" — wenn sie nicht schmerzgebeugt Thränen bitteren Grames weinten, sie würden stolz und kalt ein Hohngelächter über die ohne sie in Trümmer sinkende Welt erschallen lassen!

Mir macht das Alles tiefes Weh' und — treibt mich in mich selbst hinein, immer mehr und immer tiefer, und es läßt mich mehr und mehr die tiefste Selbstgenüge des Individuums erkennnen. Der verletzende Eindruck einer rauh kreischenden, schrillen Stimme, die aller Modulation, aller Seelenbewegung, aller reichen Inflexion, die dem bewegten Innern, dem Beben der erzitternden Seele folgt, bar ist, wird mir moralisch durch dies den Gott im Menschen und den Menschen in Gott, ich meine den von den Gedanken an ihn geweihten, gesittigten und erhobenen, aber auch gedehmütigten, an seine Schranke gemahnten, verleugnende Thun beigebracht.

Aber er wird nicht verleugnet! In 7 Tagen werden die, welche für ihr Menschenrecht bald 2 Jahrtausend gebettelt, für die, bei denen sie gebettelt, werden die Kammerknechte des heiligen römischen Reichs für die Knechte in den Kammern, die sich als Freiheitshelden geriren, beten: Herrsche, o Gott, in Deiner Herrlichkeit über die ganze Welt, und strahle auf in Deiner Majestät über die ganze Erde, daß alles Geschöpf erkenne, daß Du es erschaffen, und werden beten, daß alles werde ein Bund zum Dienste des Herrn! die alte fraternité, égalité des Siddur sieht mich verwandter, wahrer, wärmer an, als die jetzt unter der Dictatur eines Soldaten erblühende! — Verzeihe, theurer Freund! ich habe mit mir etwas laut geredet, wollte Dich, den von der niederwerfenden Gewalt solcher Erlebnisse Bedrängten, den gewiß von Schmerz tief Erfüllten und von Arbeiten Bestürmten mit solchen Raisonnements nicht behelligen! Verzeihe nochmals! — Grüße herzlich Deine Frau und nimm meinen innigen Gruß und Wunsch zu unserem Jahresbeginne, Glück und Segen freundlich an.

Die Antwort auf diesen Brief, die glücklicherweise erhalten ist, (Frankfurt, 9. Oktober 1848) mag hier unverkürzt folgen. Sie bildet einen hübschen Gegensatz zu der Ansprache: sie vertritt die Anschauung des mitten im praktischen Leben Stehenden, mithin Ruhigeren gegenüber der Erregung des Fernweilenden.

Veit an Sachs. Frankfurt, 9. Oktober 1848.

Die Handschrift auf der Adresse Deines Briefes hat mir wohlgethan wie ein stilles Plätzchen, auf das man sich aus dem Treiben der Welt zurückzieht. Wie seltsam! Jeder von uns Beiden ist derselben Strömung preisgegeben, ich bilde mir gewiß nicht ein, daß Du mir von einer Robinsons-Insel aus schreibst und doch hat der Gedanke der Freundschaft etwas so Trauliches, Heimliches, Isolirendes, er wirkt so magnetisch in die Ferne, daß es eben nur der mir so theuern Züge Deiner Handschrifte bedurfte, um mir eine so liebe Empfindung zu werden.

Was Du mir über die hiesigen Ereignisse schreibst, ist gewiß richtig empfunden, aber es ist doch mehr die Aufgabe der gewaltigen Zeit, in die der Allmächtige uns gestellt hat, seiner Empfindung Herr zu werden und mit verständiger, nüchterner Ueberschau der Dinge seinen Entschluß zu fassen. Auch kann ich nicht leugnen, daß selbst von der Seite der Empfindung aufgefaßt, Deine Ansicht der Dinge etwas nach Heidenthum schmeckt, nach Aeschyleischem Chorgesang und weiß ganz gewiß, daß Du an meiner Stelle nicht danach handeln würdest.

Ich habe nur wenig verzweifelt; noch als die persönliche Gefahr für jedes Mitglied der 258, zumal jeden preußischen Abgeordneten, nicht weggeleugnet werden konnte, habe ich auf einen Rückschlag gerechnet, auf einen sittlichen natürlich und er ist wirklich erfolgt. Die Gemüther fangen an, sich zu besinnen, der jähe Sturz in den Abgrund des Wahnsinns ist aufgehalten. Diese Stimmung auszubeuten im besten Sinne des

Wortes, das ist das Wort des Räthsels, d. h. nicht sie zum Vorwand für die Rückschritte zu gebrauchen und so mit dem Besten, was der Mensch hat, mit dem Erwachen aus leidenschaftlicher Verblendung, ein frevelhaftes Spiel zu treiben.

Wie schwer es ist hier die rechte Linie zu treffen, weiß derjenige am besten, der daran mitarbeitet, sie zu ziehen. So haben wir heute ein Gesetz berathen, das mir in einigen Punkten diese Linie zu überschreiten scheint, das der National-Versammlung einen Schutz gewährt, wie ihn kaum Metternich für sich in Anspruch genommen hat. Aber ich hoffe, daß die Ausführung milder sein wird als die Strafdrohung des Gesetzes, obgleich das Klügere gewiß milde Gesetze und strenge Ausübung derselben ist.

Uebrigens thun die Gerichte ihre Schuldigkeit, die Mörder werden hoffentlich ermittelt, und die Sühne, auf die es Anspruch hat, wird dem Volke gewährt werden.

Laß Dir doch die Rede geben, die Herr von Kettler, ein Abgeordneter und katholischer Geistlicher an Lichnowskys und Auerswald's Grabe gesprochen hat; ich habe sie nicht gelesen, aber beim Hören hat sie mich tief erschüttert; zu der lahmen Rede des protestantischen Geistlichen, Zittel, verhielt sie sich wie ein Posaunenschall zu einer ausgeblasenen, quiekenden Flöte.

Gagern war unvergleichlich in jenen Tagen. Er ist keiner der ersten Redner, er ist weder ein eminent scharfer Kopf, noch scheint ihm ein großer Umfang des Wissens zu Gebot zu stehen, aber eine Persönlichkeit, wie ich nie eine ähnliche gekannt habe. Was die alten Völker von Halbgöttern fabeln, ist an dieser Erscheinung mir klar geworden. Du kannst Dir denken, mit welcher Empfindung wir am Morgen des 19. die Paulskirche betraten, wie schwül die Athmosphäre auf uns drückte und als Gagern seine einleitenden Worte gesprochen hatte, da war mir, wie wenn die Nebel sich zu senken begännen, eine edle menschliche Natur ließ wieder an Versöhnung und an den Sieg des Guten glauben und selbst die Gemeinschaft mit den intellectuellen Urhebern des Mordes war verschmerzt. Ob G.'s Worte im stenographischen Bericht denselben Eindruck machen, bezweifle ich, es sind nur die schwachen Linien zu einem lebendigen Gemälde.

Von K. L. habe ich dieser Tage einen lieben Brief erhalten, den ich nächstens beantworte. Grüße mir Deine liebe Frau und die Kinder und erinnere sie an mich, daß sie mich nicht vergessen. Man muß sich jetzt mit dem nachwachsenden Geschlecht vertragen, da das gegenwärtige vergeßlich ist. Grüße Freunde und Bekannte, die nach mir fragen und laß wieder einmal von Dir hören. Heil und Segen zum Feste! Das neue Jahr wird so viel abzurechnen geben, daß die Buchführung im Himmel bis zum nächsten Neujahr ein Stück Arbeit werden muß.

Dein

M. Veit.

Veit wurde durch seine parlamentarische Thätigkeit noch lange von Berlin ferngehalten. Trotzdem sind die Briefe, die Sachs damals schrieb, nicht eben häufig. Der Grund davon liegt nicht etwa in der Erkaltung der Freundschaft — diese blieb vielmehr warm wie zuvor — sondern in der Erregung, die alle politisch denkenden Männer — und wer dachte damals nicht politisch? — gefangen hielt. Diese hinderte eine regelmäßige, ruhige Correspondenz. Man trug, ganz abgesehen von der Unsicherheit, die Manchen abhielt, seine Briefe der Post anzuvertrauen, Bedenken, seine Anschauungen mitzutheilen, denn sie konnten leicht durch unerwartete Ereignisse über den Haufen geworfen werden, man scheute sich zu fragen, weil man ahnte, Unerwünschtes zu hören. Die gedrückte Stimmung, die, ohne durchaus die allgemeine zu sein, sich damals manches Wackern bemächtigt hatte, spricht sich in folgenden Ausführungen deutlich aus:

Sachs an Veit. 24. März 1849.

„An Emotionen war die jüngste Zeit reich genug für Dich und Du hast des Freudigen, Ueberraschenden, wie des um so mehr Entmuthigenden manches gehabt. Die Selbstüberwindung und Conversion einzelner Männer, die genug hervorragen, um lehrreich zu sein, ist nicht oft in der Geschichte anzutreffen und es darf wohl die Ausbeute an Genugthuung über die unverwüstliche Kraft des Rechten trösten, wenn die gehofften Erfolge ausbleiben. Mir ist die ganze laufende Geschichte dunkel, ich verstehe sie nicht mehr. Die Handhaben, die der Gedanke, das in uns waltende Ideal darbot, als es durch ein ungeahntes Bersten des geschichtlichen Gehäuses aus seinem stillsten Kämmerlein vorm Jahre herausgerufen zu dem Rechte des Daseins die Weihe empfing, sind mir entschwunden.

Wie klug war ich heute vorm Jahr um diese Zeit! Ich erwartete in meiner Naivetät, die so naiv war, sich für Alles zu halten, nur nicht für das, was sie eben war, blos Exemplifikationen zu meiner schreibfertigen Philosophie der Geschichte. Die wirkliche Historie schien sich zu einem großen prächtigen Bande Illustrationen zu Ideen über die Geschichte der Menschheit anzulassen. Was man sich, während es wetterleuchtet, wünscht, geht nach dem Volksglauben in Erfüllung. Und es war damals ein langer heller Blitz! Der ganze Himmel in anhaltendem Lichte!

Und man hatte viel zu wünschen, und Muße, sich seine Wünsche vorzusagen! Es war wirklich die Erde licht von himmlischer Klarheit. Es hatte die Idee auf ihrem Wolkenwagen sich zur Erde herniedergelassen, oder diese zu sich erhoben. Wer durfte damals so bescheiden sein, wenn er nicht ein bloßer Philister war — und an die Existenz dieser paar Anomalien dachte man nicht — nicht wenigstens das Gesetz des Werdenden mit wahrhaft mathematischer Präcision und drakonischer Strenge hinzustellen? — Ich suche mich und kann mich jetzt nicht mehr finden! — wie der Greis den Jüngling in sich!

Sogar ein Winter ist uns seit Frühlingsanfang oktroyirt, statt des herausfordernden Lenzes von Olim, ich meine vorm

Jahr. Nun bin ich freilich so kindisch nicht, daß ich die Flitterwochenstimmung für die dauernde Lebensatmosphäre je gehalten, weiß auch, daß wir dem in dem Momente der Ueberraschung uns plötzlich enthüllten Ziele unausweichlich entgegengehen. Wäre es eine Einbildung, wie kam man im ersten Momente gleich darauf? Aber der lange Umweg oder der dunkle Gang, durch den man hindurch muß, und dessen Ende nicht abzusehen, läßt vergessen, daß es eben nur ein Gang zu dem aus dem Auge und Sinne Verlorenen ist. Wenn das diejenigen glaubten und wüßten, die auf den Zinnen stehen, so wär' Alles anders, und mitten auf dem schweren Wege würden sie den ungeduldig Fragenden oder den Verzweifelnden oder Stumpfen zurufen: es gehe an das lichte, helle Ziel! Aber nein! sie machen die Finsterniß des Weges zu ihren Bundesgenossen, uud meinen, darin zu verbleiben oder die Vergeßlichen darin zu lassen. Darum ist es gut, wenn die Gegenwart unverständlich wird, durch krause durcheinander laufenden Linien und Krümmungen, die einfachen Züge des ersten Baurisses, wie er sich darstellte, sich zurückzurufen.

Ich möchte Dich, mein theurer Freund! fast um Verzeihung bitten für diese Zeilen. Soeben hab' ich sie überlesen, wozu schrieb ich sie? Du fandest meinen vorigen Brief heidnisch, findest gewiß diesen kindisch. Darum fahr' ich nicht fort, die Feder laufen zu lassen, und sie wollte nach langem Ruh'n sich ein Bischen frei tummeln. Wenn Du erst wieder hier bist, so Gott will, und Du Zeit hast und Dir welche zu mir nimmst, laß' ich mir die wirkliche, gewesene, angefangene Geschichte, die Du in nächster Nähe hast werden sehen, aus ihren Quellen hervorbrechen, aus ihren Wurzeln wachsen, erzählen und sie wird mir wie ein buntes, farbiges Märchen erscheinen. Habe nur Geduld, und sei nicht, wie die Kundigen, die sich in die Unwissenden nicht hineindenken können.

Von mir weiß ich nichts zu sagen. Gottlob, wir sind Alle gesund. Ich thue, was meines Amtes ist, und woran man mich nicht hindert. Ich halte auf meinem Gebiete die ewigen und höchsten Maaße fest, trotzdem daß die Misere der Wirklichkeit so wenig dazu einladet, und die Leute sind in voller Frequenz da, begeistert und außer sich, wenn das Ihnen vorgehaltene Urbild sie selbst als kläglichste Karrikatur erscheinen läßt.

Es muß das wohl ein Weltgesetz sein! die Feigen begeistern sich für das Ideal der Tapferkeit, die Dummen für das der Klugheit, die Indolenz für die Thatkraft u. s. w. Die Leute haben von der großen Weltgeschichte manche Unarten abbekommen, haben zu dem alten Unrate noch neuen angelernt. Schadet nichts! Der große Säuberungs- und Läuterungsproceß wird Beides wegschaffen! — Du wirst es kurios finden, aber es ist mir so! Ich bitte Dich: verzeihe diesen Brief! Laß ihn Dir ein Bischen lieb sein um der Sehnsucht willen, die mich nicht ihn, aber an Dich zu schreiben drängte, und bleibe mir gut!

Als Veit aus Frankfurt zurückkam, begann die Zeit der Reaktion. Für die Meisten, die sich ehedem aus freier Wahl am politischen Leben betheiligt hatten, trat nun eine Zeit erzwungener Ruhe ein. Für unsere Freunde — für Sachs noch mehr als für Veit — war das Betreten des politischen Pfades mehr ein Abweg gewesen, auf den sie mit allen Anderen hingeschoben wurden; ihr eigentlicher Weg war der des Amts und der Wissenschaft.

Gerade in jener Zeit, in der gar Mancher, etwa wie Goethe nach den Befreiungskriegen, das Bedürfniß empfand, sich nach dem Orient zu flüchten, entstand eine gemeinsame Arbeit der Freunde: „Die Stimmen vom Euphrat und Jordan". Die Hauptarbeit daran rührte von Sachs her: Einleitung, Anordnung, der bei weitem größere Theil der Uebersetzung. Zur Charakteristik dieses viel verbreiteten Werkes mögen einige Stellen aus einem Briefe A. Schölls an Veit dienen (Weimar, 23. Dezember 1852).

Der feinsinnige, unserm Veit, dessen Weimarer Beziehungen ununterbrochen blieben, nahestehende Gelehrte äußerte sich über das Werk im Allgemeinen folgendermaßen: „Die Vorrede hat mich angesprochen durch die fühlbare Begeisterung für den Stoff und die ruhige Einsicht, von der dieselbe begleitet ist, so daß dem Leser klar bezeichnet wird, wie er das Gebotene seiner Entstehung und seiner Bedeutung nach aufzufassen hat. Bei dem praktischen Gebrauch, der hier von diesen aus der Schule der Tradition und der Schule des Lebens geförderten und geformten menschlichen Erzen gemacht ist, erinnerte ich mich Herders, der in seinen letzten Jahren den Wunsch hegte, von den Schätzen, wie er öfters sagte, die in den späteren jüdischen Schriften noch verborgen lägen, etwas zu öffnen, wenn er nur Zeit hätte. Sichtlich ist Ihr Freund in denselben seit vielen Jahren einheimisch und hat dabei die Gemüthserfrischung gehabt, in Ihnen einen Mitforschenden und Mitverstehenden zu haben, wodurch einem die stille Arbeit belebt und am Besten belohnt wird. Es hat etwas besonders Rührendes, wie die eigenen Lebensfarben mithineingehen in solchen Verkehr mit den Gedanken längst Verblichener und wie vom rein Geistigen wieder aufs Persönliche und Subjective eine wohlthuende Wirkung zurückfließt. So hab' ich auch die Zueignung an das verstorbene Kind (von Mich. Sachs) empfunden. . . Es ist nun ein ganzes Volksleben von Begeisterungen, Hoffnungen, Züchtigungen, Umkehrungen, Trost und Leid, aus dem die Stufen und Körner abgelagert sind, die hier ausgehoben und in einfachen Fassungen gesammelt sind. Hätte man nur den tiefsittlichen Gehalt oder den poetischen Schwung im Auge, so möchte vielleicht ein hinausgeschiedener Theil des hier reichlich gegebenen stärker wirken; aber charakteristisch, kulturgeschichtlich interessant ist alles und wenn im Zweck nicht ein Prachtgarten, sondern eine Landschaft liegt, so gehören zum Bilde auch die minder ausgezeichneten Gewächse."

Die Widmung an Sachs' jüngst verstorbenen Sohn Theodor — er starb am 9. September 1852 — auf den der Vater große Hoffnungen gesetzt hatte, eröffnet das Buch; sie steht zwischen der Vorrede und dem Text. In der Handschrift trägt sie das Datum 21. Oktober 1852. Sie mag hier aus der Handschrift folgen, deren Text im Wesentlichen im Druck beibehalten worden ist, nur der Schlußsatz ist dort geändert. Sie lautet: „Meinem theueren, unvergeßlichen, früh vollendeten Theodor. Dein geliebtes treues Auge sollte dies Buch nicht vollendet sehen, an dem Du noch in den letzten Tagen Deiner Krankheit mit liebendem Antheile, wie

Dein reiner Sinn allem Schönen ihn zugewandt, so lebhaft hingest. Es war ein lindernder Trost, als mir in dem ersten Aufflammen meines glühenden Schmerzes um den hingegangenen Seelenliebling der Gedanke kam, Deinen theueren Namen an die Spitze dieser Sammlung zu stellen. Er ist es werth, an einem Eingange zu stehen, der in einen der Erinnerung an Edle und Frommen geweihten Raum führt. Manches Wort, das hier die Summe eines schönen und gottgefälligen Wandels in gedrängten Zügen vorführt, erinnert mich an Dich, den ohnehin mir stets Gegenwärtigen, dem es in einem kurzen Lebensgange beschieden war, durch Holdseligkeit seines inneren und äußeren Wesens den Seinigen der schönste Lebensschmuck, den Vielen, die ihn erkannt, lieb und theuer zu werden und zu bleiben! Mag dies Gedenkblatt, das Einzige, was mir noch Dir zu weihen vergönnt ist, unter Thränen unstillbaren Sehnens geschrieben, als ein Zeichen väterlicher Liebe und treuen Gedächtnisses bleiben, bis der Moment, der uns vereinigt, dem zehrenden Bangen ein Ende bringt!"

Sachs schickte sie an demselben Tage dem Freunde zu mit folgenden Worten:

Sachs an Veit. 21. Oktober 1852.

„Ich habe mir auch dies noch abgerungen! Es ist das erste Mal, daß ich den theueren Namen, seitdem er mir allein noch geblieben von meinem Geliebten, niederschreibe. Ich konnte nicht kürzer mich fassen, konnte nicht künsteln oder drechseln, um Lapidarstyl herauszubekommen, den ich ohnehin auch für ihn in diesen Tagen zu schreiben mich habe entschließen müssen. Halte Du dies Blatt bei Dir, bis ganz zuletzt! Mich friert bei dem Gedanken, daß dies wie andere Drucksachen in der Officin liegen soll! Ich möchte fast dabei stehen, bis es abgesetzt ist, um es gleich wieder zu haben! Verzeihe dies zerdrückte Blatt — Du hast ja schon von der Presse feuchte Blätter gelesen. Du wirst dies von heißen Thränen getränkte nicht unfreundlich behandeln!"

Auf diesen Brief antwortete Veit unmittelbar (22. Oktober 1852). Aus dieser Antwort, die hier folgt, geht zugleich hervor, daß die ebenerwähnte Aenderung der Vorrede auf Veits Betreiben erfolgte. Zugleich ist sie wichtig, weil sie die ungewöhnliche Bescheidenheit zeigt, mit der Veit von seiner Mitarbeit sprach und seinen Antheil geflissentlich herabzudrücken bestrebt war.

Veit an Sachs. Berlin, 22. Oktober 1852.

Die Dedication habe ich abgeschrieben, und das Original-Manuscript mir aufbewahrt, als ein Erinnerungszeichen an den theueren Theodor. Nach reiflicher Ueberlegung rathe ich doch, die Dedication allen Exemplaren beizugeben. Wegen Glogau werde ich Vorsichtsmaßregeln treffen.

Ich weiß, was ich wage, wenn ich über eine Stelle in der Dedication eine Bemerkung ausspreche, und bitte Dich, sie mit Schweigen zu übergehen, wenn Du nicht beistimmst. Daß ich die Empfindung verstehe, die Dir die Worte dictirt hat, weißt Du; aber ist es nicht ein Anderes,

so empfinden, reden, schreiben und — die Empfindung als gedrucktes Wort in einem, so Gott will, unvergänglichen Denkmal verewigen? Das Leben, Deine Freunde, vor Allem Deine Kinder haben einen zu vollgültigen und gewichtigen Anspruch an Dich, als daß Du es rund und nett aussprechen solltest, daß der ganze Lebensrest, der Dir geschenkt wird, der zehrenden Sehnsucht gehört. Vergieb mir, theuerer Freund!

Die Vorrede ist prächtig im Wurf. Ueber einige Einzelheiten spreche ich morgen mit Dir; sie sind lediglich stilistischer Natur.

In der Stelle, die meinen Antheil betrifft, erlaube mir jedes Lob zu streichen. Ich spreche nochmals den Wunsch aus, daß meines Namens in der vorgeschlagenen Weise auf dem Titel Erwähnung geschehe. Er würde lauten:

Stimmen vom Jordan und Euphrat. Ein Buch fürs Haus. Von Michael Sachs. Mit Beiträgen von M. Veit.

Dies drückt das Sachverhältniß aus und gestattet mir, Freunden und Bekannten gegenüber, das Buch wärmer zu vertreten, während ich sonst nur als Verleger gelte, da die meisten Leute keine Vorrede lesen. Der Verdacht der Gelehrsamkeit, den wir von dem Buch ablenken wollten, kann ohnedies nicht wirksamer als durch die Nennung meines Namens entfernt werden. Dem Absatz aber nützen wir, wenn ich nicht ganz irre.

Die Erinnerung Veits in Betreff der Widmung hatte Erfolg. Sachs strich die Schlußbemerkung, so daß die letzten Worte lauteten: „als ein Zeichen väterlicher Liebe und treuen Gedächtnisses dauern, und mit ihm ein Name, der für mich eine Fülle unaussprechlichen Segens, heiliger, schmerzlich süßer Erinnerungen einschließt!"

Aus dem folgenden Jahrzehnt sind zunächst die Bemühungen für eine neue Synagoge kurz zu berühren. Berlin hatte damals außer kleineren Privatsälen nur eine größere Synagoge, die seit 1714 bestehende sog. „alte" in der Heidereutergasse. Sie genügte weder dem Bedürfniß, noch entsprach sie in ihrem Aussehen und ihrer Ausstattung der Größe und Bedeutung der Berliner Gemeinde. Trotzdem fand sich lange keine Geneigtheit, ein würdiges Gotteshaus zu errichten. Die Feiertage des Jahres 1853 zeigten Veit die Nothwendigkeit dazu. Er schrieb (an seine Frau): „Der Bau einer großen Synagoge für Berlin — das habe ich mir gelobt — muß das erste Ziel sein, sobald durch die bevorstehende Einführung des Gesetzes von 1847, die ich sonst bekämpft habe, die Rechtsverhältnisse der Gemeinde soweit festgestellt sind, daß sie eine Anleihe aufzunehmen im Stande ist. Ich war ermüdet von fehlgeschlagenen Plänen, die, mit Eifer und Umsicht begonnen, an den Tücken draußen und drinnen scheiterten. Aber dem immer lebendiger drängenden Bedürfniß muß doch auch eine lebendige Kraft sich darbieten, um ihm endlich einmal in würdiger Weise zu genügen."

Auch in dem Briefwechsel mit Sachs ist natürlich von diesem Gegenstand die Rede. Schon 1846 meldete Veit einmal, daß der Gemeindevorstand eine Immediateingabe gemacht habe oder machen sollte, des Inhalts, der König möge den dem Fiskus gehörigen, an der Bauhofsgasse gelegenen kleinen Bauhof der Gemeinde unentgeltlich oder gegen Erbpacht zum Bau einer Synagoge über-

lassen. Die Angelegenheit stockte aber lange, theils aus dem eben angegebenen Grunde, theils wegen der Gemeindewirren, die eine Spaltung der Gemeinde befürchten ließen, wegen deren das Polizeipräsidium Bedenken trug, die nachgesuchte Bauerlaubniß zu ertheilen.

Nicht blos für diese beabsichtigte Synagoge bedurfte es eines neuen Cultus; auch in der alten mußte dem Verlangen der Neuerer einige Rechnung getragen werden. Einen gewissen Einblick in die damals beginnenden Bestrebungen gewährt ein Brief Veits (16. Februar 1846), auf den allerdings keine Antwort vorliegt. Er lautet:

Veit an Sachs. 16. Februar 1846.

In Folge unseres gestrigen Gespräches bitte ich Dich, die Frage wegen des deutschen Gesanges nicht zu vertagen: willst Du sie noch in Ueberlegung ziehen, so schiebe lieber das Ganze auf. Ich meinerseits wüßte mindestens das Motiv eines Aufschubs mir nicht zu erklären, da ich mir sagen muß, daß ein Mann in Deiner Stellung über jene Fragen längst mit sich ins Reine gekommen sein müsse. Ein Gespräch, das ich gestern Abend hatte, hat mich vollends in meiner Ansicht bekräftigt, und mir die Ueberzeugung aufgedrungen, die ich Dir am Vormittag schon als Vermuthung äußern wollte, daß wir einen Synagogenbau gewiß nicht zu Stande bekommen, wenn nicht durch die Aufnahme eines deutschen Elements in den Gottesdienst sehr Vielen, die jetzt noch schwanken, ihre Ausrede benommen wird.

So wie ich diese Aufnahme von Anfang an als ein unabweisliches aus der gegenwärtigen Weltstellung der Juden hervorgehendes Erforderniß erkannt habe, eben so entschieden erkläre ich mich auch für das Hebräische als den Kern des jüdischen Gottesdienstes und ich lebe der Hoffnung, daß diese Erkenntniß um so mehr wachsen wird, als jener Forderung nachgegeben wird. Den Antheil des deutschen Elements am jüdischen Gottesdienste zu bestimmen, muß der Erfahrung und weiteren Entwickelung vorbehalten bleiben. So viel aber ist mir klar, daß der Erfolg der bevorstehenden Maßregel zum großen Theile von der Sicherheit und Freudigkeit abhängt, mit der Du sie vertreten und von der Pflege, die Du dem neueingeführten deutschen Elemente angedeihen lassen wirst.

Sachs' Stellung hatte sich in den 13 Jahren, in denen er in Berlin wirkte, nicht verändert. Er blieb Rabbinatsassessor, bezog ein mäßiges Gehalt, hatte weder contractliche Zusicherung für sein ganzes Leben, noch für die Versorgung der Seinigen nach seinem Tode. Dieser Zustand legte ihm, da er die Fünfzig bald erreicht hatte und auf die Zukunft der Seinen bedacht sein mußte, die Verpflichtung auf, nach einer definitiven Gestaltung der Verhältnisse zu streben. Den äußeren Anlaß zu dem folgenden Briefe (1. März 1857), in dem eine solche Regelung begehrt wird, gab eine an Sachs gelangte Aufforderung oder Anfrage, ob er geneigt sei, die Predigerstelle in Leipzig zu übernehmen.

Sachs an Veit. 1. März 1857.

„Das geschriebene Wort hat oft den Vorzug vor dem gesprochenen, daß es dem scharfen Lichtreize, der diesem entströmt, Etwas nimmt, und den ruhigen, ungestörten Anblick fördert. Darum schreibe ich. Du hast mir, als es sich um meine Hierherberufung handelte und diese durch einige Bedenken meinerseits fraglich wurde, auf einen einlenkenden Brief von mir die Worte erwidert: Du würdest mir dieses — mein — Schreiben nie vergessen (vergl. oben S. 76 Z. 12 v. u.).

Da Du keine Floskeln brauchst, und ich Deinen Worten stets das volle Gewicht, das ihnen um dessen willen, der sie gesprochen, gebührt, beilege, so ist mir der Ausspruch wie eine bedeutsame Verheißung in der Seele geblieben, und ich knüpfe an sie an, gleichsam um die Einlösung eines gegebenen Versprechens bittend, und wie mit einem Unterpfande, daß Du den ersten Gebrauch, den ich von Deinem Worte mache, mit Liebe, Theilnahme und eingehender Erwägung und ohne irgend eine ungünstige Regung hinnehmen werdest, versehen, spreche ich zu Dir.

Der etwas lange, weitausholende Eingang macht Dich wohl stutzig, wird vielleicht nach dem Folgenden Dir vollends befremdlich erscheinen, mag Dir indeß bekunden, daß der Gegenstand, um den es sich für mich handelt, in mir eine tiefgreifende Bedeutung hat. Es gilt für mich die Lebensfrage: Darf ich eine mir mit bedeutenden Vortheilen angebotene Stelle in dem kleinen, aber durch den Sinn, der es beseelt, nicht kleinen Leipzig mit meiner hiesigen vertauschen?

Was gegen die kleine Gemeinde spricht, liegt für eine Organisation wie die meiner geistigen Art auf der Hand. Doch trifft das nicht in den Kern, da der literarische Ort und die Meßstadt ins Gewicht fallen. Davon also Nichts weiter! Aber meine hiesige Stellung mit dem Besorglichen, das sie mir bietet, gestatte mir, Dir vorzuführen!

Zwölf Jahre meines hiesigen amtlichen Wirkens haben mir weder materiell mehr, als ein leidliches Auskommen, noch irgend eine Erweiterung oder Sicherung meiner amtlichen Stellung eingetragen. Es ist von keiner Seite das Geringste versucht worden, der Zukunft vorzuarbeiten, und mir die Aussicht auch nur zu eröffnen, daß die entschieden abnorme und einem Manne meiner Art unangenehme Situation eben nur ein Durchgangspunkt, bedingt durch ein wie lange auch währendes Provisorium, sei, und als solcher von den verwaltenden Organen erkannt werde. Ich gehöre somit in das Meuble der Berliner Gemeinde hinein, die neben einigen alten und ausgedienten Bestandstücken ihres Hausrathes auch einen ganzen Sessel hat, der sie theuerer zu stehen kommt, wie ihre übrigen Utensilien. Das höhere Gehalt gleicht die etwa größere Brauchbarkeit aus.

Mag die eben gewählte Beziehung nicht eben so schroff zutreffen, im Wesentlichen drückt sie das Sachverhältniß aus. Daß

die Stellung, die ich einnehme, eine bedeutsame für die Gemeinde sei, und weil sie es sein soll, ihr eine — amtliche — Abrundung gegeben werden müsse, daß ich als Person, wie sehr ich auch — das glaube mir — von Ueberhebung und Ueberschätzung frei und fern bin, der Gemeinde Etwas sei, daß sie etwas darauf hält und darein setzt, grade diesen für den doch wichtigsten Theil ihres Bestandes sich zu erhalten, ist mir und ihr nie klar geworden. Ich verkenne Zeichen von Geneigtheit und Güte, die mir im Einzelnen widerfahren, nicht, und habe sie nicht vergessen.

Aber ich frage mich: Noch bin ich Gottlob frisch und lebensvoll genug, um, wenn es Gott nicht anders geordnet, mit meinem Bischen Können und Wollen zu wirken, und es vernutzt sich mein Thun ohne Erfolg und ohne den Wunsch rege zu machen, einem als weder unfähig, noch als unredlich Bewährten durch irgend eine Besserung und Erweiterung seiner Stellung die beruhigenden Zusicherungen für die Zukunft zu geben, die allein ein Ausharren in einem schwierigen und oft widrigen Verhältnisse möglich machen.

Darf ich nach solchen Erfahrungen vom „noch grünen Holze" ruhig vorwärts blicken? Wo so sichtlich alle die Maßstäbe nicht angelegt werden, die für die Würdigung einer amtlichen Stellung oder einer Persönlichkeit entscheidend sind, muß Besorgniß über die Zukunft mit dem Mißgefühle über die Vergangenheit und Gegenwart das Gemüth beschleichen und es umhüllen. Ich habe die schönsten zwölf Jahre meines Mannesalters in dem ewigen Ringen mit entgegenstrebenden Richtungen hingebracht, angefeindet da und dort, gewürdigt — eigentlich nur von Gegnern und Feinden, die, indem sie Einem sich entgegenstellten, ihm das Zeugniß geben, daß es nur Einer sei, der ihnen das so gern occupirte Terrain nicht ohne Weiteres überlasse. Aber ich stehe heute, wo ich am ersten Tage meines Eintrittes gestanden!

Du weißt, daß ich kein Geldmensch bin und kein bestehendes Interesse auch nur von fern mit leisestem Finger berühre! Aber ich kann nicht blos mich als Complement oder Supplement für einige Incapazitäten ansehen wollen, die durch mich zu Bedeutung und Geltung gekommen, die bestens bisher gegen mich gebraucht, noch auch den Meinigen, die Gott mir erhalte, gegenüber mich auf Bescheiden und Verzichten stets einrichten, und sie vielleicht, wenn ich nicht mehr bin oder nicht mehr schaffen kann, einer — erlasse mir das Wort dafür! es beklemmt mir das Herz! — trüben Zukunft entgegenzuführen.

Warum ich Dich frage? liebster Freund! Mit leichtem Herzen beginnt man in meinem Alter nicht eine neue Lebensphase! Mit leichtem Herzen giebt man nicht einen bedeutsamen, selbst durch seine Schwierigkeit Einem werthgewordenen Lebens- und Wirkungskreis auf. — Warum ich Dich frage? Weil mir bei meinem Hiehergehen der Gedanke an Dich im Vordergrunde

meines Sehnens gestanden! und weil weder die Jahre, noch die mannigfach durch allerlei Trübungen alterirten Verhältnisse in diesem Punkte Nichts geändert.

Ich schweige davon, wie anderswo Persönlichkeiten, denen ich die meine nachzusetzen nicht so bescheiden sein darf, und Stellungen, der meinen analog, dotirt und normirt sind, wie überall das Streben hervortritt, die als Organ des geistigen Lebens der jüdischen Gemeinde mehr und mehr sich geltend machende öffentliche Lehrthätigkeit in ihrer Bedeutsamkeit zu bezeichnen, und den Trägern derselben Geltung und Unabhängigkeit zu sichern.

Meine Vocation hierher enthielt eine Gehaltsbewilligung und die „Annahme, daß ich lebenslänglich angestellt sei", alles Weitere bilden die mir obliegenden Sachen. Kein Wort von einer Pensionsberechtigung, kein Wort von irgend einer zu erhoffenden Erweiterung meiner Stellung. In zwölf Jahren hat sich die Gemeinde und ihr Einkommen vergrößert, die Lebensbedürfnisse sind exorbitant gesteigert, und ich empfange neuerdings eine Gehaltszulage von 200 rthl.! Hat der Gemeinde-Vorstand durch irgend eine Veranstaltung dafür gesorgt, daß mit dem gesteigerten Umfange der Gemeinde sich auch mein Einkommen hebe? Und doch scheint bei solchen Gehaltsnormirungen diese Voraussetzung zu herrschen!

Alle diese Bedenken und besorglichen Anschauungen nehmen mir Muth und Freudigkeit; ich sehne mich seit Jahren nach der sonnigen Wärme, wie sie mit einer gesicherten und klar umschriebenen Stellung allein verbunden sein kann. Ich halte mich deren nicht für unwerth, und glaube nicht, daß ich, indem ich den Wunsch danach hege, zu anspruchsvoll bin, oder mehr verlange, als sich eigentlich von selbst versteht und was die Gemeinde selbst in ihrem eigenen Interesse an ihrem Gedeihen fordern müßte. Oder soll ich mich jetzt schon als einen Abgenützten und Verbrauchten, danklos Vernutzten ansehen und ansehen lassen oder in harmloser Naivetät es ruhig immer weiter gehen lassen, bis ich zu spät meine Naivetät erkenne?

Gönne daher, lieber Freund, mir eine Stunde Deiner Muße, in der Du das hier Ausgesprochene in freundliche und freundschaftliche Erwägung nimmst. Denke darüber, nicht als in der Gemeinde-Verwaltung Betheiligter — das ist vielleicht ein entfremdender Factor! — sondern aus Deiner persönlichen vieljährigen Beziehung zu mir. Es wird wohl so ziemlich das erste Mal sein, daß ich nicht blos gelegentlich mit Dir über mich spreche und Dich für mich in Anspruch nehme. Vielleicht ist es Dir möglich, mir Beruhigung zuzusprechen, oder in Erwägung der gerügten Mißstände ihnen Abhilfe zu bringen. Als ich hierher gehen sollte, war es nicht die Stellung, die mir angeboten wurde, sondern deren Zukunft, auf die Du mich verwiesest, und diese ist es, die mir sehr prekär erscheint.

So wenig ich im Unmuthe über Widriges und Unbefriedigendes irgend einen Schritt thun möchte, so wenig wirst Du einer verstimmenden Regung, die Erörterungen solcher Art vielleicht in Dir aufrufen, nachgeben! Bedenke, daß ich nicht aus Laune oder Eitelkeit und Selbstsucht, sondern aus dem natürlichen Verlangen, nicht umsonst Kraft und Leben hingegeben zu haben, und daß ich nicht blos für mich das Wort genommen habe. Ob Du mir mündlich oder schriftlich oder überhaupt antworten willst, stelle ich Dir anheim.

In stets unveränderter Gesinnung

Dein Sachs.

In unserem Falle ist es ganz besonders bedauerlich, daß die Correspondenz dieser letzten Jahre nur einseitig überliefert ist. Es würde außerordentlich wichtig sein zu erfahren, wie Veit die Bedenken des alten Freundes beschwichtigte. Ueber den Erfolg des Schreibens läßt sich aus sonstigen Quellen Folgendes sagen:

Der Vorstand der jüdischen Gemeinde Berlin richtete am 10. August 1857 an Sachs ein Schreiben des Inhalts, daß sein Gehalt vom 1. Juli d. J. auf 2500 Reichsthaler erhöht und daß ihm in Falle der Pensionsfähigkeit eine Pension von 1200 Reichsthalern jährlich zugewiesen werden sollte mit der Verpflichtung, so lange es ihm körperlich und geistig vergönnt sei, seine sonstigen rabbinischen Funktionen weiter zu führen. Im Falle seines Ablebens sollte seine Wittwe ein Wittwengehalt von jährlich 500 Reichsthalern beziehen. Das Schreiben schloß mit den Worten: „Indem wir mit vielem Vergnügen Ihnen die Beschlüsse mittheilen, sprechen wir die Hoffnung in dem Wunsche aus, Euer Ehrw. möchten in diesen Beschlüssen ein Zeichen derjenigen Anerkennung und Werthschätzung seitens der Vertreter unserer Gemeinde erblicken, welcher wir gern Veranlassung nehmen, hiermit einen aufrichtigen Ausdruck zu geben."

In demselben Jahre, in dem diese ernsten Verhandlungen gepflogen wurden, und noch ehe sie ihr Ende erreicht hatten, ging Sachs mit den Seinigen wieder nach Franzensbad. Von dort aus schrieb er dem Freunde einen Brief (17. Juli 1857), aus dem ein Urtheil über eine Novelle Bernsteins mitgetheilt werden mag:

Sachs an Veit. 17. Juli 1857.

„Für den Kalender dank' ich sehr. Die Novelle ist sehr geschickt abgefaßt und mit feinster Schattirung bis ins Einzelste hinein gearbeitet. Aber Tendenz ist doch auch dahinter, nicht absichtliche, aber latent, der selbst ein so begabter, künstlerisch gearteter Mensch sich nicht entwinden kann. Das über den Eruw Gesagte ist kritisch reformistisch und geht über die Grenze der Erzählung und des objectiv zu haltenden Sittengemäldes hinaus. Je weniger Verfasser und Verleger an Tendenz denken, desto unerwünschter ist mir nach gewissen Seiten dieser Anschein. Ob nicht überhaupt im Tone etwas verfehlt ist, nämlich, daß für die ganz entrückten Epigonen er zu stark gefärbt ist, und für die noch in solcher Lebensform Stehenden

Manches wie längst historisch Gewordenes behandelt zu sehen, verletzend wirkt, kann ich als Möglichkeit und zu beobachtenden Wink für Aehnliches nicht unausgesprochen lassen. Nimm diese franzenbaderische — nach Saalbader gebildete! — Kritik nicht übel, wenn sie stumpf ist."

Gerade in diesen Jahren verschärfte sich der Gegensatz zwischen Sachs und einem Theile der Berliner jüdischen Gemeinde. Denn wenn sich schon gleich am Anfange von Sachs' Berliner Wirksamkeit die Reform von der Hauptgemeinde loslöste, so fehlte es, namentlich seit der Mitte der fünfziger Jahre, seit der Neubegründung des Gemeindelebens, dem Inkrafttreten des Gemeindestatuts und dem Eindringen liberaler Elemente in die Gemeindebehörden nicht an Differenzen und nicht an tiefgehender Unzufriedenheit weiterer Kreise. Diese Differenzen traten besonders zu Tage, als bei der Errichtung der neuen Synagoge die Einführung einer Orgel und die Reform des Gottesdienstes berathen und beschlossen wurde. Ein bitterer Brief von Sachs an Veit, von dem Rabbiner an den Vorsteher des Repräsentanten-Collegiums hat sich erhalten. Doch nehme ich Anstand, ihn hier mitzutheilen. Er fällt aus dem Zusammenhang dieser Veröffentlichung zu sehr heraus. Die Einrichtungen, gegen welche Sachs kämpfte, wurden doch eingeführt und haben sich seit Jahrzehnten bewährt.

Was in dieser Veröffentlichung in erster Linie gezeigt werden sollte, das war der seltene Freundschaftsbund zweier hochbegabter, für das Judenthum gleichbegeisterter Männer. Mochten sie zuletzt im Einzelnen von einander abweichen, mochte Manches von dem Einen oder Andern Erstrebte sich nicht verwirklichen; was die Freunde bei ihrer Wiedervereinigung gehofft hatten, erfüllte sich in schönster Weise: ein freudiges, durch ideale Gesinnung geweihtes, von religiöser Begeisterung getragenes, gemeinschaftliches Leben und Wirken.

Es ist daher gewiß nicht zufällig, sondern entspricht der Entwickelung dieses Freundschaftsbundes, daß die letzten Briefe beider Männer nicht von literarischen, politischen oder jüdischen, sondern ausschließlich von persönlichen Angelegenheiten handeln. So kurz das Leben beider Männer war, so konnte Veit seine Silberhochzeit und Sachs und Veit das 25jährige Jubiläum ihrer Freundschaft feiern. Der erstere Tag, der 10. Juni 1859, wurde von den Freunden und Verwandten des Veit'schen Hauses festlich begangen. Auch Sachs brachte seine Glückwünsche in folgendem Briefe dar:

Sachs an Veit. 10. Juni 1859.

Theuerer, verehrter Freund!

„Die nächstliegende Form, in der ich Dir so gern zu dem, jedem Deiner Freunde und Angehörigen freudig nahegehenden Familienfeste, einen Ausdruck theilnehmenden Sinnes gebracht hätte, ist mir versagt. Ich habe nicht die Gabe des Gesanges empfangen, und wenn ich auch für den Markt als Fabrikarbeiter Verse und allerlei krause Nachbildungen zu Wege gebracht, so ist das eben eine gewisse Technik, die nichts mit dem Dichter gemein hat, und von dessen Schöpfung so weit absteht, wie die Hantirung des Modelleurs in Gyps von den Werken des Michel Angelo. Ein

Uebersetzer ist ein Küstenfahrer, kein Pilot, der auf eigene Gefahr in die Mitte des Meeres auf seinem Fahrzeuge kühn hineinsteuert, oder Einer, der vom Seile gehalten schwimmt, und kein Seil reicht von Abydos nach Sethos z. E. — Also was ich nicht kann, ist redlich und vielleicht mit unnützem Luxus dargelegt.

Nun soll kommen, was ich kann, nämlich in schlichter deutscher Prosa redlich und aufrichtig Dir und Deiner Frau — die ich in zweiter Stelle unritterlich nenne, weil sie ja doch vor fünfundzwanzig Jahren Deinen Namen empfing — wünschen, daß dem traulichen Liebesbunde zu neuer Bewährung edelster Lebensgemeinschaft noch durch die Gnade Gottes eine weitgedehnte, hellbeglänzte Strecke gegönnt sein möge.

Läßt der heidnische Mythos auf ein goldenes Weltalter ein silbernes folgen, und so die Stufenleiter der Metalle weiter abwärts, so möge eine gottgesegnete Wirklichkeit auf das nach dem Silber benannte Fest ein goldenes folgen lassen. Ich habe mir's versagt — ich gestehe nicht ohne langes Ringen und mit Aufwand von Ueberwindung — und weder Gold, noch Silber, mit dem ich auf diesem Blatte so reich um mich werfe, in irgend dem Auge sichtbarer Form als ein kleines Zeichen des Sinnes, der in mir ist, mir gestattet — Deinen Sinn aber glaub' ich darin zu treffen, und auf dessen gütige Deutung lehnt sich mein nicht befriedigtes Gefühl. Feiert, geehrte Freunde, den Tag wie diesmal, so noch lange hinaus froh und beglückt!

Mit herzlichster Gesinnung und in
aufrichtigster Anhänglichkeit

Berlin, 10. Juni 1859. Sachs.

War das Ereigniß, zu dem dieser stimmungsvolle Glückwunsch dargebracht wurde, ein solches, an dem auch mancher Andere außer den beiden Freunden Teil hatte, so war das, wenn man sagen darf, silberne, 25 jährige Freundschaftsjubiläum ein solches, das nur Beide anging, und in stillem Gedenken gefeiert wurde. In sinniger Weise benutzte Veit zum Anlaß eines Briefes und Geschenkes nicht den Tag, der sich vielleicht garnicht mehr feststellen ließ, an dem sich Beide kennen gelernt und Freundschaft geschlossen hatten, sondern den, an dem Sachs sein Prager Amt angetreten und gerade durch die Trennung von Berlin und dem Freunde sich und ihm das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit erweckte, und diese zu einer dauernden gestaltet hatte. Zu diesem Tage sandte Veit dem Freunde ein Schreiben, das, der einzige Fall unter Veits Briefen, nicht datirt ist, während sonst jeder Zettel Ort und Datum trägt, das aber sicher in den Sommer 1861 gehört.

Veit an Sachs. (August 1861)

„In diesen Tagen muß es fünfundzwanzig Jahre werden, seitdem Du in Prag Deine erste Probepredigt gehalten hast und

wenn jemals eine Probe auf das Exempel sich bewährt hat, so war es die damalige, die eine so lange und segensreiche Wirksamkeit in ihrem Gefolge gehabt hat. Für mich freilich war das Probiren überflüssig; denn ich darf mir das Zeugniß geben, daß ich in dem Keime die Frucht erkannt, daß mich seit unserer ersten Begegnung auf der Universität in Deiner Art, Welt und Menschen zu sehen, in dem Ausdruck Deiner Gedanken und Empfindungen — ich spreche es zum erstenmale aus — etwas von dem Geiste der Propheten angemuthet hat. Und die Anziehungskraft, die Du seit jener Zeit ununterbrochen auf die verschiedenartigsten Menschen ausgeübt, hat mir, Gott sei Dank, Recht gegeben. Denn eine solche Wirksamkeit ist durch keine anders geartete Begabung zu erzielen; eine Art zu reden, die den Verstand, die Phantasie, das Gemüth und die Willenskraft gleichzeitig packt, stammt aus den Quellen des heiligen Geistes und heiligt die Geister.

Gott erhalte Dir noch lange, lange Jahre die Kraft und den frohen, frischen, unverzagten Muth!"

Sachs antwortete darauf:

Sachs an Veit. 23. August 1861.

Erfreut und geehrt hast Du mich mit Deinen Zeilen, und ich kann es mir nicht abgewinnen, Dir das nicht auszusprechen. Laß' mich ebenfalls bei dem Rückblicke auf ein Vierteljahrhundert es zum ersten Male bezeugen, daß in diesem für das Zeitmaß unseres Lebens nicht unbeträchtlichen, in Bezug auf Inhalt und Bedeutung gewiß gewichtvollen Abschnitte, in welchem die Grundlagen des Strebens und Wollens gelegt, auf den gewonnenen der Lebensbau aufgeführt und weitergestaltet wird, mir das Verhältniß zu Dir sich wie ein Lichtstreif über weites Dunkele hingezogen, und es erhellt und freundlich beleuchtet hat.

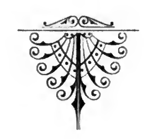
Ich bekenne es dankend der Vorsehung gegenüber, der ich für viel Segensvolles und Unverdientes zu danken habe, daß sie ein im dunklen Drange des Suchens und Werdens mir gegönntes Besitzthum eines edlen und in Vielem gleichsehenden und gleichgestimmten Freundes, mir in die Jahre hinauf bewahrt hat, in denen man bewußt und klar solche Segnungen erkennt und würdigt. Es waren — ich darf es sagen — die helleren und freundlicheren Stellen, an denen Du mir freier und entgegenkommender, eingehender Dich zuwenden konntest und die öderen, unbefriedigenden, wo es mir weniger gegönnt war, an Dich zu kommen. Du weißt, wie ich von Sentimentalitäten und Jugendlichkeiten ziemlich fern stets gewesen, und jetzt wohl es den Jahren nach schon sein muß. Warum soll ich also, was ich erlebt, und mir selbst nicht ableugnen könnte, Dir verschweigen?

Möge mir die Freude und der Segen Deiner stets bei mir anshaltenden Gesinnung nun auch für die fernere Strecke des Weges,

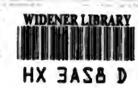
die Gott mir zurückzulegen noch zugedacht, erhalten bleiben. Wie ich bisher es erkannt, werd' ich auch fernerhin es wissen und wenn auch unausgesprochen — es in dankender Seele bewahren — das Gefühl und die Befriedigung darob."

Leider war es den beiden Freunden, obwohl sie damals im rüstigsten Mannesalter standen, beide das erste halbe Jahrhundert nur um wenige Jahre überschritten hatten, nicht lange mehr vergönnt, zu leben. Kurze Zeit darauf, im Januar 1864, sind Beide gestorben.

Ihre Freundschaft dauerte bis ans Ende. Einige kurze Zeugnisse dieses Lebensbundes sind erhalten. Doch schien es mir gerathener, statt durch Abdruck unbedeutender Zettel Vollständigkeit anzustreben, mit der Mittheilung der zuletzt gegebenen gehaltvollen Briefe zu schließen. Sie enthalten eine Art Rückschau auf eine glücklich zurückgelegte gemeinsame Lebensreise und verklären in sinniger Art einen seltenen Freundschaftsbund.



Druck von Rupert Baumbach, Frankfurt a. M.


WIDENER LIBRARY
HX 3AS8 D

